

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

# AUGUSTIN

**2,50 €**  
davon **1,25 €**  
für den die  
Verkäufer\_in

Registrierte  
Verkäufer\_innen  
tragen sichtbar einen  
Augustin-Ausweis

[www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at)

NUMMER 406 3. 2. – 16. 2. 2016



Aus dem Lexikon  
der Popgeschichte

## Die Rosée Sisters, Österreichs erste Girls Rock Band

Seite 24

**Strafen & Zwangsbehandeln** :  
**Wohin entwickelt sich die** :  
**Gefängniskultur?** Seite 8 & 36

**Ab heute geschlossen!** :  
**Wenn der Wirt dem** :  
**Bauboom weicht** Seite 16

# Sie da! Genau, Sie

Ein Grund, keine Zivilcourage zu zeigen, ist die Angst, blöd dazustehen



Letztens musste ich im Ambulatorium auf einen Termin warten. Im Warteraum, der direkt vor den Schaltern der Anmeldung beginnt, waren mit mir neben dem Personal etwa sieben Leute. Ein Mann um die vierzig begann zu telefonieren, er ärgerte sich offensichtlich über einen Preis, den er zu bezahlen hatte, und stellte mehrmals die rhetorische Frage: «So viel verlangt der?», um dann nachzufragen: «Wie heißt der denn überhaupt?» Die Antwort war für uns Wartende nicht hörbar; er aber kommentierte sie laut auflachend für alle: «Ah so! A Jud.»

Zuerst dachte ich entschuldigend, die anderen müssten wohl mit der Lektüre ihrer Krankenakten oder ihrer Zeitungen beschäftigt sein und würden darum keine Reaktion zeigen. Als hätte der Telefonierende die gleichen Zweifel, bestätigte er seine Position und rief noch einmal in den Hörer: «So teuer, das kann ja nur a Jud sein.»

In mir tat sich dreierlei: Erstens, ich wünschte mir, das hier würde mir nicht wirklich passieren. Zweitens, ich ging im Kopf die Leute durch, die mir in den letzten zehn Jahren weismachen hatten wollen, Antisemitismus als gesellschaftliches Interpretationsangebot gäbe es in Österreich nicht mehr. Drittens, ich musste mir in Sekundenschnelle (eine Person des Pflegepersonals kam gerade auf mich zu, um mich mit einem Formular zu beschäftigen) meinen Auftritt zurechtlegen.

Ein Hauptgrund, keine Zivilcourage zu zeigen, ist die Angst vorm Blöddastehen (die nagte auch an mir). Weil man nicht gehört wird; weil alle anderen im Raum

sich abwenden; weil suggeriert wird, dass man selbst es ist, die stört – und nicht diese andere Person, in unserem Fall der Telefonierer. Beginnen Sie mit den Worten: «Sie da!» Das sichert Ihnen die nötige Aufmerksamkeit. «Sie da!», rief ich dem Telefonierer zu, als er sich wieder setzen wollte, um in seiner Zeitung zu blättern: «Hören Sie auf, Juden zu beschimpfen.» «Wie bitte?», fragte er dankenswerterweise. Ich wiederholte meine simple Forderung. Die anderen Anwesenden sahen mich missbilligend an oder peinlich berührt auf den Boden. Die Pflegeperson ersuchte mich mit professionell ruhiger Stimme, mein Formular auszufüllen. Es war ihnen allen weit weniger unangenehm, dass jemand auf einen Juden schimpfte, als dass jemand ihm sagte, er möge nicht auf Juden schimpfen. Auch das ein altes Prinzip, das man ständig aufs Neue verlernen muss. Von den Zivilcourageworkshops, die drei Kollegen aus Redaktion und Vertrieb für Schüler\_innen anbieten, lesen Sie auf Seite 14. Und auch ansonsten bietet diese Ausgabe jede Menge Lese-stoff über Frauenhäuser (S. 6), All-Girl-Bands (S. 24), Gasthäuser (S. 16) und Gefängnisse (S. 8 und 36), der zum couragierten Durchs-Leben-Strawanzan animieren soll. Sie da! Haben Sie eine gute Lektüre.

Lisa Bolyos

Aus dem INHALT



6

**Über Gewalt sprechen können.** Maria Rösslhumer über Strategien gegen häusliche Gewalt



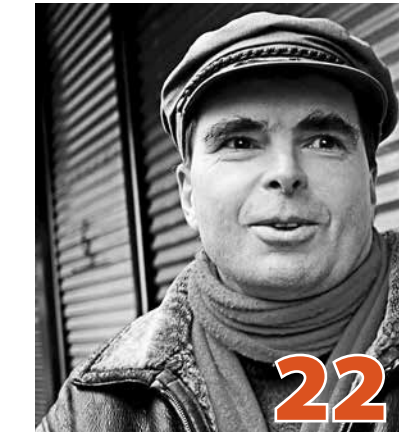
8

**Mit Medikamenten strafen.** Zwangsbehandlung im Maßnahmenvollzug wird in Österreich nach wie vor praktiziert



16

**Dauerhaft geschlossen.** Erlebt Wien ein Wirtshaus-Sterben?



22

**«Wie man sich halbwegs erfolgreich wichtig macht».** Vinci Wizlperger, die Konditorei & das Kollegium Kalksburg



26

**Zweifeln wir schreiben voran.** Isabella Feimer über die Arbeit von Tierpräparatoren und Romanautorinnen



27

**Melancholische Verschwörungen.** Nikolaj Efendi erzählt, wie und wieso er ein Solo-Album aufgenommen hat



36

**Künstler im Gefängnis.** Ein Besuch in der Kunstgalerie der Häftlinge von Stein

# Wie wird man reich?

Manche reden gerne über die Kürzung der Mindestsicherung – das betrifft die ärmsten 3 Prozent der Bevölkerung –, vielleicht auch, um über den Anstieg von Vermögen bei den reichsten 3 Prozent zu schweigen.

Viele haben wenig und wenige haben viel. Die reichsten 10 % der Österreicher\_innen besitzen knapp 69 % des Gesamtvermögens. Die ärmsten 50 % besitzen nur 2,2 % des Vermögens. Weltweit ist die Tendenz noch eindrücklicher. Die 62 reichsten Menschen der Welt, 53 davon Männer, besitzen inzwischen genau so viel wie die gesamte ärmere Hälfte der Weltbevölkerung.

Mit Blick auf den Globus räumt der ehemalige Chefökonom der Weltbank, Branko Milanović, mit dem Gerücht auf, dass Leistung der zentrale Faktor für Reichtum sei: Bereits bei meiner Geburt wird darüber entschieden, wie viel Geld ich einmal verdienen werde. Zwei Faktoren sind entscheidend: meine Staatsangehörigkeit und das Einkommen meiner Eltern. Diese beiden Faktoren bestimmen über 80 Prozent des Einkommens eines Menschen. Und die restlichen 20 Prozent können die Menschen auch nicht (oder kaum) beeinflussen: Geschlecht, Alter, Hautfarbe, Glück. Es bleiben dann noch Faktoren wie Anstrengung und Fleiß. Aber deren Einfluss auf meine Position in der globalen Einkommensverteilung ist gering, so Milanović.

In den Ländern wie Österreich sind die Bedingungen besser, sodass für einen großen Teil der Bevölkerung ein kleiner Wohlstand entsteht: Löhne und Sozialstaat machen es möglich. Aber auch hier wird man durch Arbeit nicht reich.

Die Möglichkeit, in Österreich Vermögen anzuhäufen, hängt vom jeweiligen Einkommen und der

Sparquote ab. Nur wer überdurchschnittlich gut verdient, kann einen Teil auf die Seite legen. Problematisch ist dabei, dass die Lohneinkommen seit Jahrzehnten hinter der Produktivitätsentwicklung zurückbleiben: Die Reallöhne sind zwischen 2000 und 2013 im Schnitt um nur 0,3 % pro Jahr gestiegen. Auch die Sparquote ist im Sinken begriffen: Lag sie 2007 noch bei 11,6 %, fiel sie bis Anfang 2014 auf 6,1 %.

Ihr Geld «für sich arbeiten lassen» können nur die reichsten 5 % der Haushalte – sie verfügen bereits über so viel Vermögen, dass dessen Rendite einen nennenswerten Beitrag zum Haushaltseinkommen leistet. Das reichste Prozent kann sich zum Beispiel über monatliche Einnahmen von rund 8000 Euro aus Kapitaleinkommen freuen und verdient alleine damit jährlich rund 100.000 Euro.

Reiche erben sowohl mehr als auch öfter. Während von den ärmeren 40 % der Haushalte nur gute 10 % eine Erbschaft mit circa 15.000 Euro erwarten können, erbt das reichere Zehntel mit einer Wahrscheinlichkeit von etwa 75 % und einem Durchschnittswert von 310.000 Euro. Bei einem mittleren Haushaltseinkommen von 32.843 Euro pro Jahr und der aktuellen Sparquote von 6,1 % würde es 155 Jahre dauern, bis so eine Erbschaft erarbeitet ist. Erben macht also nur jene reich, die es ohnehin schon sind.

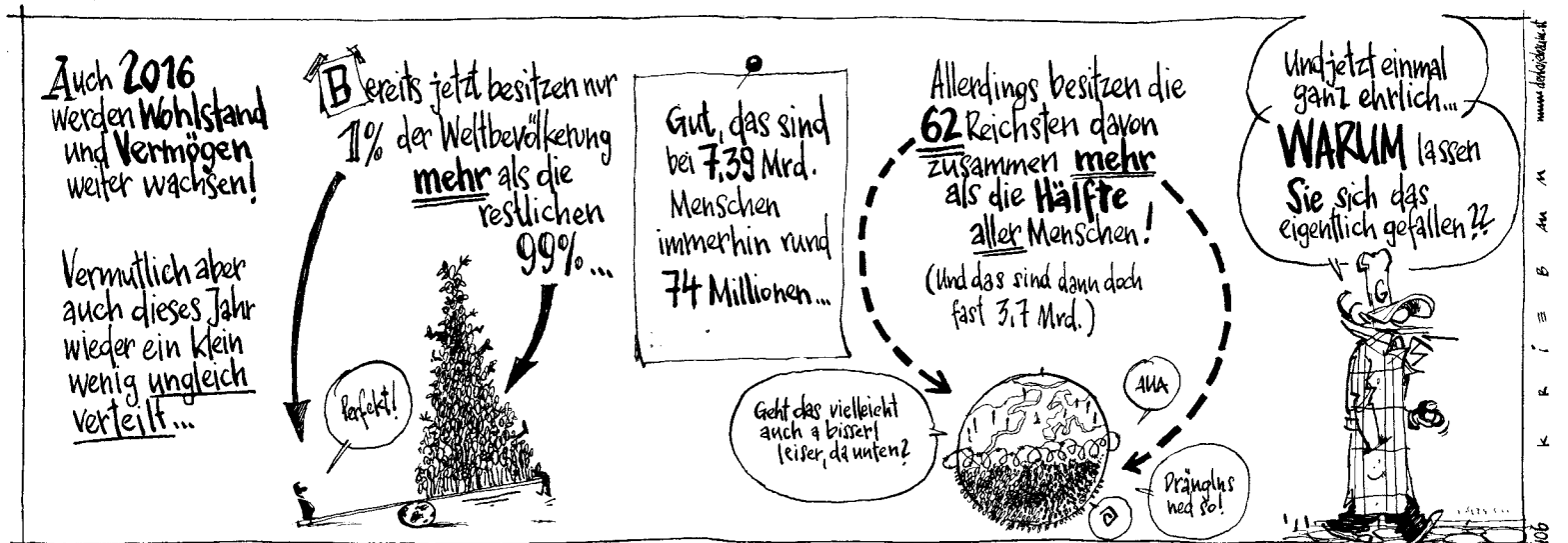
Um die soziale Schere samt ihren negativen Folgen zu verkleinern, sollten wir die Ärmsten im Land unterstützen und entlasten, den Reichsten aber einen Beitrag zum Wohl aller abverlangen – besonders auch für Initiativen für die stark verunsicherte untere Mitte. Werden mich Beiträge der obersten 5 % betreffen? Sehr unwahrscheinlich: Check [www.binichreich.at](http://www.binichreich.at)

Martin Schenk

Bereits bei meiner Geburt wird entschieden, wie viel Geld ich einmal verdienen werde



## GUSTL





http://www.facebook.com/  
augustin.boulevardzeitung

**AUGUSTIN  
erhält  
keinerlei  
Subventionen.**

**Wir bedanken  
uns bei allen  
Spender\_innen  
und den 333  
Liebhaber\_innen,  
die dieses Projekt  
unterstützen.**

## Darum kaufe ich den Augustin

Betrifft: «Rassismufreie Zone gesucht», Nr. 404

Liebes Redaktionsteam!  
Der Artikel über die Entlassung des ÖBB-Zugführers ist erschütternd und zeigt, was von «unseren Werten» und unserer «freien Welt» (Merkel) zu halten ist. Wenn jemand wirklich sagt, was Sache ist, ist Schluss mit Demokratie. Das merkt mensch nicht, weil die meisten ja über das Wesentliche schweigen und sich einen inneren Maulkorb zugelegt haben. Aber genau solche Berichte sind der Grund, warum ich den Augustin so gern kaufe, darüber schreiben die anderen Medien nicht. Passend auch gleich daneben der Kommentar zum Ausnahmezustand in Paris, seine Auswirkungen auf die dortige Gesellschaft und die Reaktion von Mikl-Leitner: Sie möchte

ihn in Österreich einführen, quasi präventiv!! Das ist so unglaublich wie das Fehlen eines Aufschreis zumindest vonseiten der Grünen. So wird dem Faschismus Tür und Tor geöffnet – nicht von alten oder jungen Nazis, sondern ganz offiziell und unaufgeregt ...  
Mit freundlichen Grüßen

Betty Schmeer

## Eine Zusatzbestrafung

Betrifft: Selbstbehalt bei Häftlingen

Liebe Augustin-Redaktion,  
wie ich immer wieder feststelle, bemüht ihr euch, Missstände in diesem Land aufzuzeigen, vor allem auch bei Gruppen, die keine oder fast keine Lobby haben. «Bravo.» Ich wende mich daher an euch: Es ist eine umfassende Problematik, von der die breite Masse keine Ahnung hat. Es ist ein Problem, das Häftlinge betrifft und den «Gleichheitsgrundsatz» mehr als einmal verletzt, bei

dem sich Staat und Justiz aber aus der Verantwortung reden. Der Arbeitszwang und zusätzlich noch Selbstbehalt bei medizinischen Behelfen. Während Menschen in Freiheit bei niedrigen Pensionen von Selbsthalten befreit werden, sind von Häftlingen bei 40 bis 100 Euro, die im Monat zur Verfügung stehen, monatlich über 30 Euro an Selbsthalten zu zahlen. Zusammengefasst besteht eine Mehr-Bestrafung von Häftlingen durch Pensionsverlust, Arbeitszwang ohne Altersschutz plus Selbstbehalt. Ich nenne so etwas Diebstahl und habe deswegen auch mit dem Bundeskanzler und diversen Behörden einen regen Briefverkehr geführt, ohne Erfolg, außer Kafkas Schloss-Effekt.

Es wäre schön, wenn ihr euch in einem Artikel dessen annehmen würdet.  
Mit liebem Gruß

Mag. J. P. Preiss  
JA Stein/Krems

## Martin Gruber Seit der zweiten Ausgabe mit von der Partie

**M**ein erster Augustin-Ausweis hatte die Nummer 19, anders ausgedrückt, ich bin schon mit der zweiten Ausgabe eingestiegen. Das liegt jetzt knapp über zwanzig Jahre zurück. Ich bin damals 21 Jahre alt gewesen und habe öfters in der Gruft übernachtet. Über die Gruft bin ich auch zum Augustin gestoßen, denn zu Beginn wurde der Augustin sogar in der Gruft ausgegeben.

Wie man als 21-Jähriger in der Gruft landet? Über die Hintergründe möchte ich nicht sprechen, nur so viel: Ich wollte frei sein. Ich hätte bei meinen Eltern bleiben können, aber das wollte ich nicht länger. Ein paar Jahre lebte ich ohne festen Wohnsitz, bis ich vor 17 Jahren eine kleine Gemeindeführung in Simmering, draußen beim Zentralfriedhof, erhalten habe.

Spezielle Hobbys habe ich keine mehr. Früher bin ich gerne auf die Donauinsel gefahren, aber seit es keine gute öffentliche Verbindung mehr gibt, gehe ich am Zentralfriedhof spazieren. Mit dem Computerspielen habe ich auch aufgehört, man wird ja älter, außerdem wollte bzw. konnte ich mir nicht immer die neuesten Grafikkarten, die die Spiele brauchen, kaufen.

Lange habe ich das Aufsuchen der Schuldnerberatung zur Seite geschoben – das kennt man ja, aber ich kann jedem, der Probleme mit Verschuldung hat, nur empfehlen, hinzugehen. Ich musste in den Privatkonkurs, ich bin nämlich seit rund 15 Jahren arbeitslos und habe auch keine Berufsausbildung. Jetzt habe ich wenigstens wieder ein Konto, zwar ohne Überziehungsrahmen, aber immerhin mit Bankomatkarte.

Den Augustin verkaufe ich seit ein paar Jahren beim Floridsdorfer Bahnhof. – Im Freien bei einer Bushaltestelle. Dort ist es letzten Sommer unerträglich heiß gewesen. In der Regel bin ich von Montag bis Freitag tagsüber dort, aber vor Weihnachten auch an Samstagen. Genauso wie vor zwanzig Jahren werde ich auch heutzutage als Augustin-Verkäufer an öffentlichen Orten akzeptiert. Geändert haben sich die Verkaufszahlen, sie gingen zurück. Ich bin schon an



Foto: Mario Lang

verschiedenen Plätzen wie Westbahnhof, Jonas-Reindl oder Karlsplatz gestanden. Zum Floridsdorfer Bahnhof bin ich ausgewichen, nachdem am Karlsplatz die Konkurrenz zu groß geworden ist.

Neben dem Zeitungverkaufen kann ich vielleicht schon bald für ein paar Stunden in der Woche in einem sozialökonomischen Betrieb arbeiten. Das würde ich gerne machen!

**Mit dem Computerspielen habe ich auch aufgehört, man wird ja älter ...**



**Ich bin  
AUGUSTIN-Liebhaber,  
weil ...**

... dort, wo AUGUSTIN-Verkäufer\_innen zu sehen sind, «da lass dich ruhig nieder».

Michael Sertl



## Eine Straßenzeitung kauft man auf der Straße!

Wer an die Wohnung oder an einen anderen Ort gebunden ist?  
Pech? Schicksal?

Stets bemüht, den vom Schicksal geschlagenen Menschen zu helfen, möchten wir auf die Möglichkeit aufmerksam machen, den Augustin zu abonnieren:

**AUGUSTIN** 1 Jahr Augustin  
um 95 Euro  
(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)

**Abo-Tel 01-587 87 90, abo@augustin.or.at, www.augustin.or.at/abo**

## Kontaktanbahnung

**Herausgeber und Medieninhaber:**  
Verein Sand & Zeit.  
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzeitung Augustin.  
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

**Internet:**  
www.augustin.or.at  
www.strawanzerin.at  
Updating: Claudia Poppe

**Vertrieb und soziale Arbeit:**  
Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer, David Rohrmoser, Sarah Scalet  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Str. 31  
Tel.: (01) 54 55 133  
Fax: (01) 54 55 133-33  
vertrieb@augustin.or.at

**Redaktion:**  
Karl Berger, Lisa Bolyos (L.B., DW: 16), Jenny Legenstein (JL, DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schachner (reich, DW: 13), Robert Sommer (R. S., DW: 11)  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31  
Tel.: (01) 587 87 90  
Fax: (01) 587 87 90-30  
redaktion@augustin.or.at

**Mitarbeiter\_innen dieser Ausgabe:**  
COVER: Mario Lang  
ILLUSTRATION: Karl Berger, Anton Blitzstein, Andi Kleinhansl, Thomas Kriebaum, Much, Carla Müller, Silke Müller, Richard Schubert, Magdalena Steiner  
FOTOS: Andreas Hennefeld, Sonja Henisch, Lisbeth Kovacic, Kilian Haiku Kupries, Eduardo Mathlombe, Heike Schiller,

**Ina Thiam, Leonnie Pedro Tembe**

TEXT: Bärbel Danneberg, Mehmet Emir, Klaus Federmaier, Robert Fischer, Ulli Gladiak, Gottfried, Sonja Henisch, Franz Indowa, Kerstin Kellermann, Katharina Kleibel (= K. Traisen), Andi Kleinhansl, Rainer Krügel, Mario Lang (ama), Rudi Lehner, Peter Marhold, Uwe Mauch, Christa Neubauer, Helmut Neundlinger, Christoph Parzer, Erwin Riess, Katharina Ruesprecht, Maizar Sadri, Martin Schenk, Richard Schubert, Al Bird Sputnik, Clemens Staude, Christina Steinle  
LEKTORAT: Richard Schubert

### Strawanzerin\_in:

Verantwortlich: Claudia Poppe  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31  
www.strawanzerin.at  
strawanzerin@augustin.or.at

### Radio Augustin:

Verantwortlich: Aurelia Wusch  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31  
Tel.: (01) 587 87 90-14  
radio@augustin.or.at

### TV Augustin:

Verantwortlich: Christina Steinle  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31  
Tel.: (01) 587 87 90-15  
tv@augustin.or.at

### Inserate:

Tel.: 0 650 660 30 19  
inserate@augustin.or.at

### Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft  
1032 Wien, Faradaygasse 6

### Verlagsort: Wien

**Information:**  
Die nächste Nummer erscheint am 17. 2.  
Auflage dieser Nummer: 25.000

Mitglied des International  
Network of Street Papers

Abo-Tel.: (01) 587 87 90  
abo@augustin.or.at  
www.augustin.or.at/abo

**Bankverbindungen BAWAG: iban: AT97 1400 0050 1066 6211, bic: bawaatww  
PSK: iban: AT80 6000 0000 9205 1517, bic: OPSKATWW**

Wege aus der häuslichen Gewalt, sichere Räume und Respekt in der Konfliktkultur

# Darüber sprechen lernen

**Jede dritte Frau in Europa und jede fünfte Frau in Österreich ist von häuslicher Gewalt betroffen.** Wie kann Unterstützung aussehen? Wie schaffen wir überall sichere Räume für Frauen? Und was können potenzielle Gewalttäter\_innen tun, um Konflikte lösen zu lernen? **Christina Steinle und Lisa Bolyos** haben **Maria Rösslhuber vom Verein Autonome Österreichische Frauenhäuser zum Gespräch gebeten.**

**J**ährlich flüchten über 3000 Frauen und ihre Kinder in Österreich in ein Frauenhaus. Wie viele Frauen sind von häuslicher Gewalt betroffen? In Europa und weltweit ist laut Weltgesundheitsorganisation jede dritte Frau, in Österreich jede fünfte von Gewalt betroffen – gerechnet ab dem 15. Lebensjahr.

**Wohin wenden sich Frauen am besten, wenn sie von Gewalt in der Partnerschaft oder der Familie betroffen sind?**

Wir haben ein flächendeckendes Netzwerk an Organisationen: Frauenhäuser, Frauenberatungsstellen und die Frauenhelpline (Tel. 0800-222 555). Das Problem der Frauenhelpline ist, dass sie viel zu wenig bekannt ist. Jede Frau sollte aber wissen, dass das die zentrale Anlaufstelle ist, an die sie sich wenden kann, wenn sie Information oder Beratung braucht.

**Frauen brauchen auch Räume, in denen sie sich über Gewalterfahrungen austauschen können.**

Frauen tendieren dazu, Gewaltübergriffe zu verdrängen. Es ist aber im Gegenteil wichtig, sich Vertrauenspersonen zu suchen und über die Gewalterfahrungen zu sprechen. Je weniger man darüber spricht, desto mehr kann es zu einem psychischen Problem werden. Darum raten wir den Frauen: reden, reden, reden und nicht schweigen.

**Wie kommen von Gewalt betroffene Frauen in ein Frauenhaus?**

Grundsätzlich ist der Zugang sehr niedrigschwellig: Frauen können anrufen und fragen, ob ein Platz in einem Frauenhaus frei ist, und es wird versucht, alle Frauen in schwierigen Situationen, vor allem jene, die hochgefährdet sind, unterzubringen.

**Gibt es Einschränkungen in der Zugänglichkeit?**

Nein, die Frauenhäuser sind für alle Frauen offen, egal, woher sie kommen und welchen Status sie haben.

**Wenn man mitbekommt, dass eine Frau in der Nachbarschaft von Gewalt betroffen ist – was kann man tun?**

Es ist sehr wichtig, dass man hinschaut und hinhört, wenn man den Verdacht hat, dass es in der eigenen Umgebung oder der eigenen Nachbarschaft zu Gewalt kommt – wenn zum Beispiel in der Nachbarwohnung die Kinder ständig schreien oder Möbel geworfen werden. Man kann sowohl die Frauenhelpline anrufen und sich erkundigen, was man tun kann, als auch die Polizei holen. Es ist besser, die Polizei einmal zu viel als einmal zu wenig anzurufen – bei häuslicher Gewalt kann es schnell auch zu spät sein, und dann steht wieder in der Zeitung, die Nachbar\_innen hätten es eh schon geahnt.

**Was macht die Polizei im Idealfall?**

Die Polizei kann herausfinden, ob es zu Gewaltübergriffen gekommen ist und kann aufgrund des Gewaltschutzgesetzes ein Betretungsverbot aussprechen, das heißt, der Gewalttäter oder die Gewalttäterin wird aus der Wohnung verwiesen. In dem Bereich ist die Polizei mittlerweile sehr gut geschult und nimmt das Instrument ernst – wir haben jährlich über 8000 Betretungsverbote österreichweit.

**Hat sich der Umgang mit Gewalt an Frauen verändert, seit sie in diesem Feld arbeiten?**

Wir merken, dass die Politik mittlerweile sensibler reagiert und auf die Expertise der Fachleute hört. Das Gewaltschutzgesetz wurde immer wieder im Sinne des Opferschutzes verbessert,

da spüren wir auch bei der Polizei mehr Sensibilität. Wo wir uns Verbesserungen wünschen, ist in der Justiz – Täter müssen mehr zur Verantwortung gezogen werden. Es kommt leider immer noch zu vielen Freisprüchen, und danach sind die Frauen oft von noch mehr Gewalt betroffen.

**Das ist nicht sehr ermutigend.**

Ich will es nicht nur negativ betrachten. Es gibt sehr wohl die Möglichkeit, Schutz und Hilfe zu bekommen. Zu den Verbesserungsmaßnahmen gehört, dass wir Interventionsstellen und Gewaltschutzzentren in ganz Österreich haben. Die wurden zeitgleich mit dem Gewaltschutzgesetz eingerichtet und unterstützen die Frauen in der Zeit des Betretungsverbots rechtlich und psychosozial. Einzigartig ist bei uns auch die Prozessbegleitung: Eine Frau, die eine Anzeige erstatten will, kann sich vorher an eine Opferschutzereinrichtung wenden und um Prozessbegleitung ersuchen. Diese ist kostenlos und bedeutet Begleitung von der Anzeige bis zum Ende eines Strafprozesses.

**Man weiß gemeinhin, dass Gewalt unabhängig von der finanziellen Absicherung ausgeübt wird. Gibt es dennoch einen Zusammenhang zwischen Klassenzugehörigkeit und Gewaltbetroffenheit?**

Gewalt kommt in allen Kreisen vor. Frauen aus höheren Schichten tun sich oft sehr schwer, Anzeige zu erstatten oder ins Frauenhaus zu gehen, weil das mit einer niedrigeren Schicht in Verbindung gebracht wird. Andererseits haben sie auch die finanziellen Möglichkeiten, sich einen Hotelaufenthalt oder eine Kur zu bezahlen, wenn sie weg müssen. Auch Frauen, die mit Männern des öffentlichen Lebens liiert sind, überlegen sich aus Rücksicht auf ihren Partner oft sehr viel länger, ob sie Anzeige erstatten. Ein anderer wichtiger Faktor ist, welchen Status eine Frau in Österreich hat: Frauen mit unsicherem Aufenthaltsstatus, die etwa eine Abschiebung fürchten müssen, werden sich wesentlich schwerer für eine Anzeige gegen ihren Partner entscheiden;

0800 – 222 555  
Frauenhelpline  
gegen Gewalt  
rund um die Uhr /  
anonym / kostenlos

**One Billion Rising – eine Milliarde erhebt sich gegen Gewalt**

Am 14. Februar findet jährlich eine Aktion der Kampagne «One Billion Rising» statt – weltweit erheben sich Menschen gegen häusliche Gewalt und Gewalt an Frauen. In Wien ab 14.30 Uhr vor dem Parlament, ab 17 Uhr im Tanzquartier. Das Motto des diesjährigen Protests ist «Frauen auf der Flucht. Flucht vor Gewalt ist überall». <http://1billionrising.at>

**Die Istanbul-Konvention**

Das «Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt», die sogenannte «Istanbul-Konvention», ist mit 1. August 2014 in Kraft getreten. Auch Österreich hat die Konvention ratifiziert. Sie schafft verbindliche Rechtsnormen gegen Gewalt an Frauen und häusliche Gewalt und sieht umfassende Maßnahmen in Prävention, Betreuung, Unterstützung, Rechtsschutz, Zivil- und Strafrecht vor; dazu gehören u. a. auch Trainings aller Berufsgruppen, die mit Gewalt gegen Frauen konfrontiert sind. Im Zuge der Umsetzung wurde in Österreich etwa das Strafgesetz zu Vergewaltigung (Ein simples «Nein» genügt) und zur sexualisierten Belästigung im öffentlichen Raum novelliert.

ebenso Frauen, die in finanzielle Probleme geraten, wenn der Partner ins Gefängnis kommt.

**Obwohl so viele Frauen von häuslicher Gewalt betroffen sind, ist das Thema immer noch ein Tabu.**

Viele Frauen erleben Gewalt in unterschiedlichsten Formen, aber es gibt eine große Scheu, darüber zu reden – unter anderem aus Angst vor den Reaktionen der anderen. Es kommt häufig vor, dass jemand sagt: Hättest du das oder jenes gemacht, dann wäre dir das nicht passiert. In unserer Gesellschaft ist es immer noch so, dass die betroffenen Frauen für Gewaltübergriffe verantwortlich gemacht werden.

**Medial wird häusliche Gewalt oft als «Familien-» oder «Eifersuchtsdrama» thematisiert. Wie würde eine sinnvolle Berichterstattung aussehen?**



Foto: Lisa Bolyos

Das Thema Gewalt an Frauen braucht Bewusstseinskampagnen in ganz Österreich und laufende Berichterstattung über die Hintergründe von Gewalt – nicht nur mediale Sensationslust, wenn wieder eine Frau ermordet wurde. Gewalt muss als gesellschaftspolitisches Thema wahrgenommen werden, nicht als individuelles Problem einer einzelnen Frau. Solange Frauen das Gefühl haben, das trifft ja nur mich persönlich, ist es schwierig für sie, sich mit ihren Erfahrungen an jemanden zu wenden.

**Was wären die Forderungen so einer Bewusstseinskampagne?**

Eine ist natürlich, dass die Politik das Thema ernsthaft aufgreift, dass die Istanbul-Konvention (siehe Infokasten) umgesetzt und die Lage gewaltbetroffener Frauen und Kinder in den Mittelpunkt gerückt wird. Gewalttätige Männer müssten in unserer Gesellschaft viel



**MARIA RÖSSLHUBER** ist Politikwissenschaftlerin, Geschäftsführerin des Vereins Autonome Österreichische Frauenhäuser, der Frauenhelpline gegen Gewalt 0800-222 555 und des Vereins WAVE (Women Against Violence Europe) – Europäisches Netzwerk gegen Gewalt an Frauen und Kindern. Vorstandsfrau des Österreichischen Frauenrings und des Vereins OBRA, One Billion Rising Austria. Frauenhäuser und Frauennotwohnungen gibt es in allen Bundesländern. Mehr Infos unter: [www.aofef.at](http://www.aofef.at) [www.frauenhelpline.at](http://www.frauenhelpline.at)

**Bei häuslicher Gewalt ist Schweigen der falsche Weg**

mehr in die Verantwortung genommen werden. Männer müssen sich positionieren und selber aktiv werden, um etwas gegen Gewalt an Frauen zu tun.

**Wie sähe in ihren Augen ein produktiver Umgang mit Gewalttätern aus?**

Es gibt in Wien ein Anti-Gewalt-Training für gewalttätige Männer. Das ist ein achtmonatiges Training, zu denen Männer gerichtlich verwiesen werden können.

Ein Gewalttäter kann sich statt einem Haftaufenthalt für dieses Training entscheiden, und auch das Amt für Jugend und Familie kann dieses Training auferlegen. Wir würden uns hingegen wünschen, dass Männer sich freiwillig dazu melden, bevor es zu massiven Gewaltübergriffen kommt, oder dass die Trainings schon nach der ersten Wegweisung verpflichtend sind. Leider machen wir die Erfahrung, dass gewaltbereite Männer von sich aus keine Unterstützung suchen; oft sind die Täter in ihrer Situation sehr alleine, und es wäre wichtig, sie früher aufzufangen, damit sie lernen, ihr gewalttätiges Verhalten zu verändern. Es gibt im Englischen den Begriff des «Victim Blaming», das bedeutet, die Schuld immer an die Opfer abzugeben. Das ist ein typisches Verhalten von gewalttätigen Männern: Es fehlt ihnen an Einsicht, und sie geben anderen Schuld, etwa mit der Ausrede: Die Frau hat mich provoziert, die Kinder waren zu laut, und ich habe Probleme, daher musste ich zuschlagen oder Terror ausüben. Verantwortung über ihr zerstörendes Verhalten zu übernehmen wäre sehr wichtig für die Gewalttäter.

**Wie früh kann man damit beginnen?**

Männer, die ihre Konflikte nicht gewaltfrei lösen können, haben nie gelernt, über ihre Gefühle, ihre Bedürfnisse zu sprechen, sie haben kein anderes Instrument in der Hand, als immer nur Gewalt in unterschiedlicher Form auszuüben: verbal, psychisch, körperlich, sexuell. Es wäre notwendig, von Kindheit an zu lernen, dass es gut ist, sich mit den eigenen Gefühlen auseinanderzusetzen. Und auch damit, was Starksein heißt. Heißt das, gewalttätig sein und den Hero spielen oder Verantwortung übernehmen und respektvoll sein? Hier muss man ansetzen.

Zwangsbehandlung ist verboten – aber auch hinter Gittern?

# Ruhigstellung mit Todesfolgen

Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat in einer Grundsatzentscheidung der Zwangsbehandlung enge Grenzen gesetzt. In Österreich ist sie im Maßnahmenvollzug immer noch gängige Praxis. Wer dagegen protestiert, wird wegen «mangelnder Compliance» nicht entlassen. Von Katharina Rueprecht (Text) und Silke Müller (Illustration)



Friedrich G. wurde zu 18 Monaten verurteilt, war fast 11 Jahre in Haft und starb an den Folgen der Zwangsbehandlung



**B**ernhard K. wurde wegen gefährlicher Drohung zu sechs Monaten Haft und Maßnahmenvollzug verurteilt. Bernhard K. war zehn Jahre im Maßnahmenvollzug und wurde zehn Jahre lang zwangsbehandelt. Dapotum, Risperdal, Truxal, Leponex, Dominal, Haldol. Entlassen wurde er unter der Auflage, dass die Behandlung fortgesetzt wird. Tut er das nicht, wird er wieder inhaftiert. «Man hat mich zusammenge schlagen und auf dem Boden fixiert», erzählt Bernhard K. «Dann haben sie mir die Spritze gegeben. Neuroleptika sind Folter. Man kann nicht mehr denken, man hat Höllenqualen, und es tut auch noch nachher tagelang weh. Die Ärzte reden nicht. Sie erklären einem nicht den Sinn der Zwangsbehandlung, es heißt immer nur, dass man zwangsbehandelt werden muss, weil man krankheitsuneinsichtig ist, weil man keine Compliance zeigt. Ich hab mich dann nicht mehr gewehrt, weil es sinnlos war.»

Friedrich G. wurde zu achtzehn Monaten Freiheitsentzug verurteilt, er war fast elf Jahre in Haft und starb an den mittelbaren Folgen der Zwangsbehandlung. Er bekam wöchentlich das Neuroleptikum Risperdal bzw. Risperdal Consta, und zwar ebenfalls in Form von intramuskulären Injektionen. Jedes Mal protestierte er. Er sagte, dass man davon dick und dumm und impotent werde, aber sein Protest hat nur dazu geführt, dass er wegen «mangelnder Compliance» nicht entlassen wurde. Schließlich machte er eine abwehrende Handbewegung, wurde niedergedrückt, dabei wurden ihm mehrere Rippen gebrochen, und es gab einen «Knackser». Zwei Tage später war er von der Brust abwärts gelähmt. Da er sich wegen der Querschnittslähmung weder alleine aufrichten noch im Bett

umdrehen konnte, zog er sich ein Wundliegen geschwür zu, das immer schlimmer wurde und schließlich zum Tode führte.

Klaus M. wurde wegen geschlechtlicher Nötigung zu achtzehn Monaten Haft verurteilt. Er ist bereits drei Jahre über das Strafende hinaus im Maßnahmenvollzug. Ihm wurde ein Medikament verordnet, das laut Beipackzettel zur Behandlung von Schizophrenie eingesetzt wird. Bei Klaus M. wurde aber nie Schizophrenie diagnostiziert, und er will die Tabletten nicht schlucken. Er sei deprimiert, weil er nach der letzten Anhörung wieder nicht entlassen wurde, erklärte Klaus M. und bekam zur Antwort dass er «keine Compliance» zeige.

«Warum versteckst du sie nicht unter der Zunge und spuckst sie dann einfach aus?», frage ich ihn. «Das geht nicht», sagt er, «es werden regelmäßig Blutproben entnommen.» Seit er die Tabletten nimmt, hat Klaus M. zwanzig Kilo zugenommen.

## Von der Blinddarmoperation zur Zwangsbehandlung

Gemäß der Entscheidung des deutschen Bundesverfassungsgerichtes vom 23. März 2011 (2BvR 882/09) ist Zwang nicht nur, wenn die Behandlung mit physischer Gewalt erzwungen wird, sondern auch das in Aussichtstellen von physischer

Gewalt oder auch das in Aussichtstellen von Nachteilen, für den Fall, dass die Behandlung nicht geduldet wird. Das bloße Aufgeben des Protests kann nicht ohne weiteres als Zustimmung gedeutet werden.

In Österreich sieht man das anders. Hier gilt als Zwangsbehandlung nur die Anwendung von physischer Gewalt, also wenn der Behandlungs-unwillige bei der Verabreichung der Injektion festgehalten wird. Was die Frage der Zulässigkeit eines solchen Vorgehens betrifft, stützen sich die Justizanstalten auf § 69 Strafvollzugsgesetz. Doch bei genauerem Hinsehen erweist sich diese Stütze als ziemlich brüchig.

Als diese Bestimmung 1969 beschlossen wurde, hat niemand an die zwangsweise Verabreichung von Neuroleptika gedacht, sondern an Eingriffe wie Blinddarmoperationen, oder Notoperationen wegen verschluckter Gegenstände. Zwar waren damals Neuroleptika bereits am Markt, aber es gab noch keinen Maßnahmenvollzug. Der wurde erst im Zuge der Strafrechtsreform 1974 beschlossen und trat am 1. 1. 1975 in Kraft. Der § 69 Strafvollzugsgesetz, in dem die Zwangsbehandlung geregelt war, galt also für den «normalen» Strafvollzug. Auch aus einem anderen Grund scheint dieses Gesetz keine taugliche Rechtsgrundlage für eine zwangsweise Dauerbehandlung mit Neuroleptika zu sein. Im § 69 Strafvollzugsgesetz steht nämlich, dass ein Strafgefangener zwangsweise einer «Heilbehandlung» unterzogen werden darf. Es hat aber meines Wissens noch nie irgendjemand behauptet, dass es sich bei der Verabreichung von Neuroleptika um eine Heilbehandlung handelt, und dies, obwohl angeblich zwei Drittel der Studien von der Pharmaindustrie gefördert werden. Die Verabreichung von Neuroleptika dient zur Ruhigstellung.

Zur Wirkungsweise: Neuroleptika hemmen die Übertragung des körpereigenen Botenstoffes Dopamin im Gehirn. Dopamin ist ein wichtiger Botenstoff des Nervensystems. Als sogenannter Neurotransmitter leitet es Signale zwischen den Neuronen weiter und steuert so körperliche und geistige Bewegung, so etwa die Feinmotorik, aber auch psychische Befindlichkeiten wie Lebensfreude, Mut, Konzentration. Der Mangel an Dopamin äußert sich

häufig durch Antriebslosigkeit, das Gefühl der emotionalen Isolation, der seelischen Einmauerung, der totalen Vereinsamung und durch Bewegungsstörungen.

## Die Freiheit zur Krankheit

Das große Verdienst der Entscheidung des deutschen Bundesverfassungsgerichtes ist, dass es mit der häufig anzutreffenden Verharmlosung von Nebenwirkungen aufräumt. Dort heißt es: «Die Gabe von Neuroleptika gegen den Willen des Patienten stellt schließlich einen besonders schweren Grundrechtseingriff auch in Hinblick auf die Wirkungen dieser Medikamente dar. Dies gilt schon in Hinblick auf die nicht auszuschließende Möglichkeit, schwerer, irreversibler und lebensbedrohlicher Nebenwirkungen (...) Psychopharmaka sind zudem auf die Veränderung seelischer Abläufe gerichtet. Ihre Verabreichung gegen den natürlichen Willen des Betroffenen berührt daher, auch unabhängig davon, ob sie mit körperlichem Zwang durchgesetzt wird, in besonderem Maße den Kern der Persönlichkeit, der jedoch einen Bereich darstellt, in den Eingriffe absolut verboten sind.» Darüber hinaus führt das Gericht aus, dass die grundrechtlich geschützte Freiheit auch die «Freiheit zur Krankheit» einschließe und dass es keine «Vernunftthoheit» staatlicher Organe gebe.

Wie weit Neuroleptika in den Kern der Persönlichkeit eingreifen, wird beim Lesen der Nebenwirkungen deutlich. Auf dem Beipackzettel von Risperdal ist unter «sehr häufig» zu lesen: «Parkinsonismus, Speichelfluss, unwillkürliche Zuckungen, Gewichtszunahme, fehlender Gesichtsausdruck, steifer Nacken, kleine schlurfende Schritte und fehlende Armbewegungen beim Gehen.» Nicht umsonst werden die Neuroleptika im Anstaltsjargon «zombie-maker» genannt.

In Österreich hat sich meines Wissens noch kein Gericht zum Thema Zwangsbehandlung im Maßnahmenvollzug geäußert, was mich nicht verwundert. Die Anrufung eines Gerichtes ist wohl ein klarer Fall von «fehlender Compliance», und wer es gewagt hat, wird im Maßnahmenvollzug schmoren bis zum bitteren Ende.

Eine Sammlung von Texten über die Kriminalisierung von Immigration

# Das Zeitgemäße am Strafen

Was aus der Sicht aufgeklärter Zivilist\_innen unzeitgemäß ist, kann für das Rechtssystem und den Staat ganz unverzichtbar und zeitgemäß sein. Robert Sommer über das von Birgit Mennel und Monika Mokre herausgegebene Buch «Das große Gefängnis», das den vermeintlichen Anachronismus des Strafens in Frage stellt. Mit einer Illustration von Silke Müller

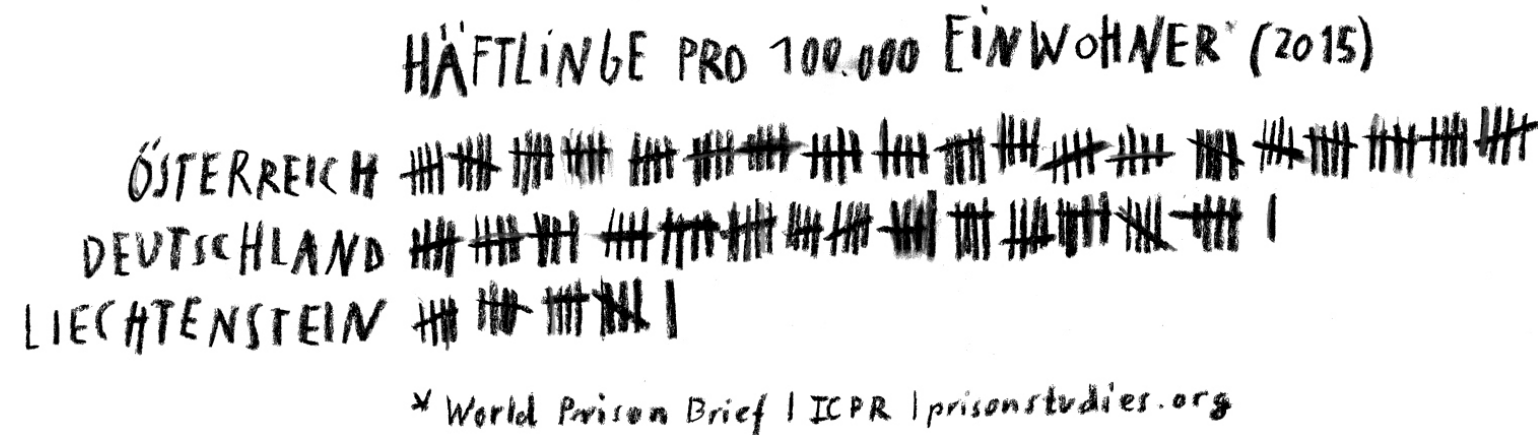
**N**icht das titelgebende große, sondern das «kleine Gefängnis» erregt hier unsere Aufmerksamkeit. Der seit einem Jahrzehnt ohne Aufenthaltstitel in Europa lebende Simo Kader – sechs von den zehn Jahren verbrachte er in Gefängnissen – wird zur Unterscheidung von groß und klein so zitiert: «Ich spreche immer von zwei Gefängnissen, vom kleinen und vom großen Gefängnis. Das große Gefängnis ist alles da draußen. Ins kleine Gefängnis kommt man, wenn man Dummheiten macht, man findet sich dort, um dafür zu zahlen. Das große Gefängnis gibt es vor allem für Sans Papiers und Harraga, das ist ganz Europa». Der arabische Begriff Harraga leitet sich von der Praxis nordafrikanischer Flüchtlinge ab, ihre Einwanderungspapiere zu verbrennen, wenn sie festgenommen werden.

Das Buch, das unter anderem Texte des französischen Philosophen Felix Guattari, des marokkanischen Filmemachers Yasmine Zaaitar, des französischen Essayisten Pierre Tevastian, der amerikanischen Bürgerrechtsaktivistin Angela Davis oder des Schriftstellers Abdel Hafeed Benotman versammelt (letzterer schreibt auf der Basis einer 17-jährigen Gefängniserfahrung), widerspricht einer Illusion. Nämlich jener, dass der spätkapitalistische Staat genau so gut mit einer Abkehr vom Einsperren leben könnte. Das massenhafte Einsperren von Migrant\_innen schafft eine Schicht von extrem



KATHARINA RUEPRECHT ist emeritierte Rechtsanwältin und hat unter anderem das Buch «Staatsgewalt. Die Schattenseiten des Rechtsstaats» (Molden 2012, gemeinsam mit Bernd-Christian Funk) publiziert.

Fortsetzung von Seite 9



Ausbeutbaren, die das System für jene Teile der Ökonomie verwendet, die geografisch nicht in den Niedriglohn- oder Sklavenarbeits-Süden ausgelagert werden können. Die Migrant\_innen in den reichen Ländern haben also die Funktion, das Ausbeutungsmuster des globalen Südens durch den Norden zu ergänzen. Männer und Frauen aus dem Süden, die schon wegen ihres unerhörten «Eindringens» in die reichen Nationen für schuldig erklärt werden, sind aus Überlebensgründen «bereit», im Norden nicht zu Nord-, sondern zu Süd-Löhnen zu arbeiten.

**Verurteilt werden Leute, denen Worte fehlen**

Die französische Journalistin Catherine Baker beschreibt den Mechanismus, der in ihrem Land nicht anders abläuft als in Österreich: «Was in die Augen springt, ist, dass die Armen verurteilt werden – wenn es hin und wieder die Reichen sind, steht das Land Kopf und es wird auf alle Ewigkeit davon gesprochen. Verurteilt werden Leute, denen Worte fehlen, um zu berichten, zu erklären, sich zu verteidigen, die in allgegenwärtiger Gewalt und Hoffnungslosigkeit großgezogen wurden, die, wenn sie die Verelendung vermeiden wollen, nur die Wahl hatten zwischen Diebstahl und einer Arbeit mit erniedrigendem Verdienst. Es ist bekannt, dass der Diebstahl in den hohen Sphären von Business und Finanz ungleich verbreiteter und für die

Gesellschaft viel kostspieliger ist, und es ist unschwer erkennbar, dass eigentlich niemand Anstoß nimmt an diesen raffinierten Veruntreuungen.»

Augustin-Leser\_innen wird es nach der Lektüre des rezensierten Buchs leichter fallen, das seit seiner Gründung in den Raum gestellte Urteil des Augustin nachzuvollziehen, Gefängnisse seien im Prinzip Armenhäuser. Doch draußen, in der Gesellschaft, scheint sowohl die Ungleichheit beim Strafen wie auch das Prinzip des Strafens selbst kein Thema zu sein, und wenn auch der Jurist Rudolf von Ihering bereits 1876 schrieb, der geschichtliche Fortschritt gehe einher mit dem Absterben der Strafe, so ist dieses Absterben auch eineinhalb Jahrhunderte später noch kein allgemein akzeptierter gesellschaftlicher Wert. Von Ihering irrte sich: vom Absterben keine Rede! In einem irrte er sich nicht: «Auf dem ganzen Gebiete des Rechts gibt es keinen Begriff, der an kulturhistorischer Bedeutung sich nur von Ferne mit dem der Strafe messen könnte, kein anderer ist so wie er das getreue Spiegelbild der zeitlichen Denk- und Empfindungsweise eines Volkes, der Höhenmesser seiner Gesittung.» Die Zahl der Gefangenen pro Bevölkerung ist der Seismograph der Gesellschaft.

Zurück zum Buch «Das große Gefängnis». Es erschien in einem Verlag, der kein Verlag sein will, und zwar «niemals», sondern sich unter dem Label «transversal texts» als Teil einer Copyleft-Praxis versteht. Die Vervielfältigung

**Wenn hin und wieder auch Reiche verurteilt werden, steht das Land Kopf**



In der Reihe «transversal texts» sind bisher erschienen: «Das große Gefängnis», «Aus der Praxis im Dis-sens» und «Solidarität als Übersetzung. Überlegungen zum Refugee Protest Camp Vienna». Im Frühjahr 2016 erscheinen: «Kritik der Kreativität», «Choix d'un passé – Transnationale Vergegenwärtigungen kolonialer Hinterlassenschaften» und «Instituierende Praxen. Bruchlinien der Institutionskritik».

und Reproduktion der Texte (auch über www.transversal.at verfügbar) mit allen Mitteln steht jeder Art von nicht-kommerzieller und nicht-institutioneller Verwendung und Verbreitung, ob öffentlich oder privat, dezidiert offen. In der Verlagswelt ist diese Geschenkkultur verpönt. In einer Art Manifest zum Tod der Verlags- und Publikationsindustrie auf der Homepage wehren sich die Initiator\_innen gegen die Fetischisierung des «Impact Factors» zur Messung der «Qualität» sozialwissenschaftlicher Arbeiten. Das heißt: Je öfter ein Artikel in der akademischen Welt zitiert werde, desto wertvoller sei die Arbeit. Gerade so, als sei McDonald's das beste Essen der Welt, nur weil es die meisten kaufen.

Immospekulation in der Josefstadt  
**Republikseigentum wird Luxusbleibe für Reiche**

Wien, 8. Bezirk, Hamerlingplatz: Die Liegenschaft des ehemaligen Bundesamts für Eich- und Vermessungswesen im Eigentum der Republik Österreich wird privatisiert. Immo-Investor\_innen profitieren, und SP-Bezirksrat Sternfeld (beruflich auch als Berater von Kanzler Faymann tätig) spricht von «sozialer Nutzung». Ulli Gladik und Clemens Staudinger haben stattdessen Luxuswohnungen für Senior\_innen vorgefunden, die ab mindestens 3000 Euro monatlich zu haben sind.

Eine Alltagsgeschichte in der neoliberalen Immobilienwelt: 2007 wurde die Liegenschaft des Bundesamts für Eich- und Vermessungswesen im 8. Wiener Gemeindebezirk bestandsfrei und konnte einer neuen Nutzung zugeführt werden. Bald waren die sogenannten «Immoexperten» zur Stelle und wollten eines: Geld verdienen. Der Plan: Im sanierten Gründerzeitgebäude sollten Eigentumswohnungen und Penthouses errichtet werden. Die Bundesimmobilien-gesellschaft (BIG) brachte ihre Tochterfirma ARE (Austrian Real Estate) in Stellung, und ein Deal mit den Gebrüdern Soravia, besser gesagt, mit deren Firmen, wurde eingefädelt. Die Republik gab die Liegenschaft, die privaten Investor\_innen sanierten, und der erwirtschaftete Ertrag durch den Verkauf der Eigentumswohnungen wurde aufgeteilt.

**Unsoziale Nutzung**

Das Projekt wurde spruchreif, als Rot-Grün bereits im Amt war. Der Wiener Gemeinderat beschloss auf Antrag der Josefstädter Bezirksvertretung, das Projekt möge eine «50 % soziale Nutzung» aufweisen. Wer sich nun auf den Weg macht und erfahren will, was «50 % soziale Nutzung» bedeuten, darf sich auf eine lange Reise einstellen. Zwar sind im beschlossenen Flächenwidmungsplan die «50 % soziale Nutzung» vermerkt, wie diese jedoch exakt zu definieren seien, kann uns weder das grüne Planungsressort noch die Wiener Baupolizei beantworten.

Auffallend: Der SP-Bezirksrat Raphael Sternfeld setzte sich in der Planungsphase für die zitierte «soziale Nutzung» ein und trumpfte gar mit einer Presseaussendung auf: «Ehemaliges Eichamt soll wirklich

sozial genutzt werden!» Heute sieht er seine Forderung allerdings erfüllt und meint damit den sogenannten Indoor-Spielplatz, der im Gebäude angelegt wurde.

Werden neue Wohnungen errichtet, müssen auch Kinderspielflächen gebaut werden. Da die Bauherren die Freiflächen dafür nicht opfern wollten, wurde der Kinderspielplatz, bewilligt vom Josefstädter Bauausschuss, ins Souterrain des Gebäudes verlegt. Damit die Josefstädter Kinder den Platz tatsächlich zum «Turnen und Toben» nutzen können, muss der Bezirk laut eines der Redaktionen vorliegenden Anbotens ca. 110.000 Euro jährlich an KIWI, eine ÖVP-nahe Kindergartenfirma, für die Betreuung des Spielplatzes zahlen.

**15.000/m² und Sie sind dabei!**

Auch der älteren Josefstädter Bevölkerung hat man in der Planungsphase eine Karotte vor die Nase gehalten – das Projekt enthalte auch ein Seniorenheim. Bereits 2011 gab es laut Protokoll der Bezirksratssitzung «schon zahlreiche Anfragen aus der Bevölkerung bezüglich eines Vorkerkensystems». Damals war wohl noch nicht durchgedrungen, wie teuer Wohnen am Hamerlingpark sein wird: Die Mietpreise für ein Zimmer mit Verpflegung in der «Seniorenresidenz» beginnen bei 3000 Euro. Auch «die internationale Spitzenklasse», die nun «endlich in Wien angekommen ist», wie die Projektbetreiber kurz vor Fertigstellung die «23 High-End-Penthouses» um schlanke 15 bis 20.000 Euro/m² anpreisen, werden sich mehr als 90 % der Pensionist\_innen wohl nicht leisten können. Und die darunter liegenden

**WIENER WIRTSCHAFT**  
KURATIERT VON  
MARTIN BIRKNER  
& CLEMENS STAUDINGER



Eigentumswohnungen um 4000 Euro/m² sind ebenfalls nicht günstig.

Wer sich jetzt ärgert und überprüfen möchte, wo genau die versprochenen «50 % soziale Nutzung» in diesem Haus versteckt sind, braucht besondere Beziehungen: Denn laut Baupolizei haben nur die Bezirksvorsteherin und die Eigentümer\_innen Einblick in die Bebauungspläne. Auch drängt sich der Verdacht auf, die 2011 gemeinderätlich beschlossene «soziale Nutzung» war als eine reine PR-Maßnahme gedacht, denn die gesetzliche Grundlage für derartige Widmungen mag zwar im Flächenwidmungsplan stehen, gilt aber nur für Neubauten. Und wir dürfen davon ausgehen, dass die abstimmenden Gemeinderäte dies auch wussten.

Ein Lehrstück über neoliberale Sprache bietet übrigens die BIG mit ihrer Tochter ARE. Ist im Namen «Bundesimmobilien-gesellschaft» der Zusammenhang mit der Republik klar ersichtlich, soll mit der Wortschöpfung «Austrian Real Estate» (ARE) wohl maskiert werden, dass dies ein staatliches Unternehmen ist, das Volkseigentum verscherbelt. Seit Jahren ist zu beobachten: Liegenschaften der Republik werden privatisiert, gleichzeitig werden Gebäude, die von öffentlichen Ämtern benötigt werden, um teures Geld von Privaten gemietet. Exemplarisches Beispiel: Die Gerichte zogen ins Justizzentrum Wien-Mitte, die Steuerzahler\_innen der Republik zahlen die Miete, die private Immofinanz kassiert.

Im kommenden Augustin lesen Sie hier ein Interview mit Sandra Maier von der Initiative «CARE Revolution» zu Arbeitsbedingungen im Gesundheitsbereich.

**Öffentliche Liegenschaften werden privatisiert und private Immobilien teuer wieder angemietet**



**Geht's mich was an?**

**Das unendliche Staatsbürgerschaftsverfahren**

**H**err G. ist in den 1990ern aus Afghanistan geflohen – im Land haben sich die Clans bekriegt und Staatsbedienstete der vorherigen Regierung waren per se verdächtig. Die erste Behörde, mit der er zu tun hatte, hat die Situation verstanden und Asyl gewährt.

Mitgekommen ist die Kernfamilie, Frau und Kinder. Der jüngste Sohn wurde in Österreich geboren. Das Leben hatte noch eine Prüfung parat: Die Gattin verstarb unerwartet, übrig blieb ein Alleinerzieher mit 6 Kindern, davon einem Kleinkind. Herr G. hat es dennoch geschafft, neben dem Job die Kinder großgezogen, sich in NGOs engagiert und irgendwann Zeit gefunden, viel Papier für den Staatsbürgerschaftsantrag zusammenzutragen, leider nach 2006.

Jetzt stand der Gesetzgeber im Weg: Mindesteinkommen drei Jahre hindurch war gefragt, und das nicht zu knapp. Die Staatsbürgerschaftsbehörde hat mit dem Rat abgelehnt, «Kommen Sie wieder, wenn Sie genug verdienen». Leicht gesagt, aber das Studium aus Afghanistan war hier nicht nutzbar, die Kinder in der Schule, dennoch war Resignation nicht angesagt.

Die älteren Kinder wurden volljährig und hatten ein eigenes Einkommen, haben die Wohnung mitbezahlt. Also ein neuer Antrag nach der etwas liberaleren Rechtslage aus 2011. Das neue Berechnungsschema ist überkompliziert, die Behörde braucht drei Jahre und verrechnet sich – zu Ungunsten des Antragstellers. Kein Wunder, das amtsinterne Schema ist eine Excel-Datei mit etlichen Tabellenblättern.

Mit Unterstützung erklärt Herr G. das Ganze, und ja, das geht auf einem einzigen Tabellenblatt. Die Behörde verfällt in Schockstarre und tut gar nichts mehr. Es folgt die Säumnisbeschwerde, und das Landesverwaltungsgericht versteht, schafft die ganzen Abfragen in sinnvoller Zeit, seit Herbst ist Herr G. Österreicher. Der jüngste Sohn war noch minderjährig und konnte deshalb gleichzeitig Staatsbürger werden. Für fünf junge Erwachsene beginnt der Behördenmarathon von neuem.

Peter Marhold, *Helping Hands*  
www.helpinghands.at

«Kältesee» – Geschichten zur Kupelwieser-Dynastie aus erster Hand

**Wie rollen Panzer bei minus 52 Grad?**

**F**ür viele Niederösterreicher\_innen ist die Gegend um den Lunzer See einer der schönsten Flecken ihres Bundeslandes. Schwer für Gäste, sich vorzustellen, dass diese idyllische Kleinregion in der Nazizeit zu den in höchstem Grade durchmilitarisierten Gebieten Österreichs zählte. Die Bürgerinnen und Bürger der Gemeinde Lunz am See durften «tausend Jahre lang» ihre vertrauten Almen, Bergseen und Gipfeln – allen voran den fast 1900 Meter hohe Dürrenstein mit seinen interessanten Karstformen – nicht mehr betreten.

Als Hans Geißlhofer im Schloss am Ende des Lunzer Sees zur Welt kam, war Hitlers «Alpenfestung», deren Teil der Dürrenstein und seine Umgebung werden sollte, nur noch Geschichte. Geißlhofer kann sich an die Erwachsenengespräche erinnern, in denen laufend Begriffe verwendet wurden, die sich dem Kind nicht erschlossen. Volljuden, Dreivierteljuden, Halbjuden – solcherart waren die Wörter, die zu

erklären die Mutter für ganz und gar nicht pädagogisch befand.

30 Jahre lang war der Lunzer Hans Geißlhofer für Entwicklungshilfe-Organisationen in Afrika tätig. Vor 15 Jahren begann er intensiv, seine Aufenthalte in der Heimat der Geschichte seiner Familie zu widmen. Geißlhofer ist ein Spross der Kupelwieser-Dynastie. Seine Mutter entstammte väterlicherseits aus dieser einst vermögenden Industriellenmischpoche. Die Mutter seiner Mutter kam aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Moldawien.

Ende des vergangenen Jahres hat Hans Geißlhofer, inzwischen Pensionist und unermüdlicher Sammler von Informationen über Partisanenaktionen in Lunz und Umgebung, eine Familien-Saga veröffentlicht, ein Taschenbuch mit dem Titel «Der Kältesee». Seitdem wissen wir, wer «schuld» ist an der massiven Präsenz der SS im Dürrensteingebiet. Sein Urgroßvater sei der «Verursacher» dieser Misere gewesen, berichtet Geißlhofer unter Augenzwinkern. Carl Kupelwieser hatte

eine Leidenschaft: die Naturwissenschaft. Eine biologische Forschungsstation entstand, und im Zuge dieser Forschung wurden auch meteorologische Daten gebraucht. Verblüffendes Ergebnis: Eine Senke des Dürrensteins stellte sich als Kältepol heraus. Hier wurden im Winter 1932 minus 52 Grad Celsius gemessen. Für die Nazis war klar: Nirgends konnte die Kältetauglichkeit der Panzer, die Norwegen und die Sowjetunion überrollen sollten, besser getestet werden als am Dürrenstein.

Aus der Lektüre seines Buches erfahren wir, dass Geißlhofer in einem skandalös verschleppten Restitutionsverfahren steckt, dass die Deportation der nicht-«arischen» Familie ins KZ nur äußerst knapp abgewendet werden konnte, und dass die Adria-Insel Brioni, Titos Sommerresistenz, einiges mit der Kupelwieser-Dynastie zu tun hat ...

R. S.

Der Autor stellt das Buch «Der Kältesee» (265 Seiten, united p.c.verlag, 2015) am Freitag, 19. Februar, 19:30 Uhr in der Arena Bar, 1050, Margaretenstraße 117 vor. Songs: Heino Fischer.

**Tricky Dickys Skizzenblätter**



**Neues von Frau Gschistibohavitschek**

**Körperkult, jetzt kindergerecht!**

**S**ehr geehrte «medizini»-Redaktion, seit Jahren freut sich mein Nachwuchs über die monatliche Zeitschrift «medizini», die kostenlos in vielen Wiener Apotheken aufliegt. Vor allem der Tierposter kommt immer gut an. Und die vielen Comics haben bis vor einiger Zeit Wissenswertes zu Gesundheit und Natur in leicht verdaulicher Form geboten. Leider musste ich feststellen, dass unser Lieblings-Comic gekürzt wurde und bei einem anderen alte Geschichten wiederholt werden. Über diese Sparmaßnahme waren wir überhaupt nicht erfreut, haben sie aber zähneknirschend hingenommen.

Als ich aber neulich auf der Titelseite der Ausgabe Januar 2016 einen Hinweis auf einen Figurtest entdeckte, war es mit meiner Toleranz schlagartig vorbei. Die Zeitschrift «medizini» ist für Kinder von 5 bis 12 Jahren konzipiert. Was hat die Frage «Deine Figur – zufrieden damit? Teste dich!» hier zu suchen?

Im Inneren geht es munter weiter. Die Kinder bekommen Fragen zur eigenen Figur vorgesetzt, im Vergleich mit anderen Kindern, mit «schönen, schlanken Stars», mit «alle(n) in der Klasse, die jetzt diese superengen Hosen tragen», aber «bei dir sitzen sie viel zu knapp und sehen nicht gut aus».

Ich behaupte nicht, dass es kein Problem beim Gewicht von Kindern gibt. Irritierende Fragen, die

im Wesentlichen unreflektiert bleiben, können aber nicht die Lösung sein. Body Shaming kann Essstörungen begründen.

Es ist mir auch klar, dass eine Gratis-Zeitschrift vor allem ihr Zielpublikum an die Produkte der Anbieter heranführen will. Gegen eine Werbung von Heftpflastern oder wohlschmeckenden Halstabletten würde ich auch nicht Sturm laufen, aber dass Sie bei Volksschulkindern mit Ihren tendenziösen Fragen zu Figur und Übergewicht Unsicherheit und Unzufriedenheit wecken, finde ich völlig unangebracht. Vor allem deshalb, weil es meiner Meinung nach – besonders für Kinder! – in der Apotheke ohnehin wenig Nützliches für eine gesundheitsförderliche Gewichtsreduktion zu kaufen gibt.

In Deutschland, so habe ich erfahren, wird vielerorts die Januar-Ausgabe in abgespeckter Form, ohne den «Figur-Test», ausgegeben. Einige Apotheken haben auf eine Weitergabe von «medizini» in diesem Monat sogar vollständig verzichtet. Ich kann nur hoffen, dass auch in Österreich das Verantwortungsgefühl bei Apotheker\_innen und Eltern groß genug ist, um zu vermeiden, dass sich schon unsere Kinder mit dem Thema Schlankeitswahn auseinandersetzen müssen. Das wird ohnehin früh genug auf sie zukommen.

Auf Ihre Stellungnahme wartet gespannt

Christa Neubauer

Die Mindestsicherung als Konkurrenzprodukt zwischen Armen und Armen

**Umverteilung? Sehr gern – aber in die richtige Richtung**

**N**eulich im Burgenland. Der jüngste Auszug des vielgerühmten Landespolizeidirektors Doskozil bewies wieder mal seine Agilität; die Hürde der Gewaltentrennung nahm er mit links und avancierte zum Verteidigungsminister, während sein Vorgänger, der mittelburgenländische Darabos, aus der großen Stadt zurückgekehrt, seit Herbst die Landessozialagenden über hat. Was Doskozil betrifft, lässt sich an seinem Gang durch die Institutionen auch Erforschung der politischen Kultur in Österreich betreiben: Hat man im Spätherbst am Grenzübergang Spielfeld die burgenländische Expertise verweigert – wer waratn wir, wenn wir des ned selber könnten! –, so können BM Doskozil Zugang und Kritik jetzt nicht mehr verwehrt bleiben;

haha, Ihr Kärntner\_innen, lacht das wahlburgenländische Herz, so leicht werdet Ihr uns nicht los. Aber zurück zum Grenzland am Neusiedler See: Dort pudelt sich inzwischen Genosse Darabos völlig entgegen der ihm anvertrauten Agenden auf (davon, dass er der Partei mit dem S am Anfang angehört, ganz zu schweigen) und will, dem politischen Ödland OÖ nachplappernd, die Mindestsicherung für neuangekommene Asylberechtigte kürzen. Wie er das begründet? Populistisch. Der pensionierte Maurer müsse auch mit relativ wenig Pension auskommen, wird Darabos-s kleingeistige Theorie des Sachzwangs im ORF zitiert. Da könne dieser Maurer, dieser pensionierte, nicht verstehen, warum er nur genauso viel bekommt

wie einer, der nie ins Sozialsystem eingezahlt hat. Tja, Bursche, dann erklär's ihm doch. Man nennt das Sozialstaat. Wir zahlen nicht alle dasselbe ein. Ich bin dreißig Jahre jünger als Dein imaginiertes pensioniertes Maurer (abgesehen davon, dass ich weit weniger schwer arbeite) – und erfreue mich trotzdem eines gratis Krankenhausaufenthalts, einer beinahe gebührenfreien Hochschulausbildung und einer schlaglochfreien Landstraße bis vor die Haustür des burgenländischen Wochenenddomizils. Nicht falsch verstehen: Ich bin überzeugt davon, dass dem Maurer eine höhere Pension zusteht. Ich weiß auch schon, wem ich sie abzwacken würde. Niemand ist hier gegen Umverteilung – aber bitte von oben nach unten.

lib



Träger\_innen des **F13** T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder «Unglückstag» wird zu einem **Feiertag für alle** verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einen Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und «Untauglichen».

**Nächster F13:**  
**13. Mai 2016**

**Männer-T-Shirts**

Größen: S, M, L, XL, XXL  
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

**Frauen-T-Shirts**

Größen: S, M, L, XL  
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

**Spende: 13 Euro plus 4 Euro Verandspesen**



Dannebergpredigt

# Maschine oder Mensch

Was wurde doch damals in den 1980er-Jahren hämisch gelacht, als Sozialminister Alfred Dallinger eine «Maschinensteuer» vorschlug. Seine Idee der Wertschöpfungsabgabe besagte, dass Unternehmen ihren Anteil zur Sozialversicherung statt von der Lohnnebensumme von ihrer gesamten Wertschöpfung zahlen sollen. Die Unternehmen würden Menschen durch Maschinen, Arbeit durch Kapital und Löhne durch Gewinne ersetzen. Ein Aufschrei der Industriellen und ihrer Vertreter\_innen folgte. Höhnisch und empört meinten sie, eine «Maschinensteuer» würde der Wirtschaft schaden, denn geht es der Wirtschaft gut, geht es den Menschen gut.

Die Idee wurde zu Grabe getragen. Wie auch Alfred Dallinger. Er fand am 23. Februar 1989 durch einen bis heute ungeklärten Flugzeugabsturz den Tod im Bodensee. Erst Jahrzehnte später grub die SPÖ diesen Vorschlag wieder aus, aber ohne großen Erfolg. Linkspartei und deutsche Grüne nahmen ihn in ihr Wahlprogramm auf, auch ohne großen Erfolg.

Die «vierte Revolution» war jetzt auch Thema beim Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos: Bis 2020 gehen nach einer WEF-Studie fünf Millionen Arbeitsplätze verloren, so die Prognose. Roboter ersetzen Jobs, die Reichen werden immer reicher, die Armen ärmer. Arbeit muss neu gedacht werden. Das bedingungslose Grundeinkommen (BGE) war zwar kein Thema in Davos, aber der Hut brennt und die Wirtschaft bangt um den ersehnten Aufschwung. Nicht leistbar, heißt es zum BGE. Nicht leistbar? Wenn die 62 reichsten Menschen der Welt die Hälfte des globalen Gesamtvermögens besitzen, wo kommt das denn her? Fleiß? Und wo kommt das hin? Tricks! Steuer-oasen florieren, ein Wettlauf um Steuerflucht nach Irland oder woanders hin setzt ein Ranking nach Steuerbetrug in Gang. Wir erinnern uns an Luxemburg-Leaks. Google zahlte gerade 130 Millionen Pfund Steuern an Großbritannien nach.

Ist das nicht ungeheuerlich, dass die Reichen der Welt, die staatliche Förderungen bekommen und aus Steuergeld finanzierte kommunale und soziale Infrastrukturen benutzen, nun auch noch dafür zahlen sollen? Ich predige heute: Trittbrettfahrer\_innen und Steuerflüchtlinge schaden dem Sozialstaat.

Bärbel Danneberg



AUGUSTIN 406

Plagieren erwünscht! Seethalers Kultur der Pflückgedichte, nachgeahmt von Schüler\_innen der Kundmannngasse

Foto: ANDREAS HEINZFELD

Es ist verboten zu gehorchen: Augustin hatte gute Tipps fürs Leben

## ... und bitte seid weniger normal

Seit 2006 wird im Gymnasium Kundmannngasse im 3. Bezirk jährlich der «Tag der Zivilcourage» abgehalten, eine löbliche Initiative des Elternnetzwerks, deren provisorische Operationszentrale im Foyer der Mittelschule den Eindruck erweckt, als seien nur die weiblichen Elternanteile für ehrenamtliche Arbeit zur Propagierung zivilcouragierten Verhaltens zu gewinnen. Diese Elterninitiative, von der Direktorin akzeptiert und begrüßt, hat für die workshopdominierten Halbtagesprogramme, die sich über sämtliche Schulklassen ausbreiten, zum vierten Mal auch den Augustin eingeladen. Der kam diesmal mit dreiköpfiger Delegation in die Schule, begann die Erläuterungen über die Notwendigkeit der Zivilcourage

mit dem Hannah-Arendt-Zitat «Es ist verboten zu gehorchen» und beendete den Vormittag, der sich aus Diskussion in der Klasse plus «Feldforschung» im öffentlichen Raum zusammensetzte, mit einem kleinen Wunsch an die Adresse der Schüler\_innen der 7c: Bitte seid weniger normal!

Die augustinischen Vortragenden in Sachen Zivilcourage und zivilen Ungehorsams versuchten an Hand des Beispiels des Wiener Zettelpoeten Helmut Seethaler zu zeigen, wie sich die Kunst der unentwegten symbolischen Normüberschreitung in ein Alltagsleben integrieren lässt. Die Normüberschreitung ist nicht das Ziel, sondern ein «provokantes» Mittel, auf bedrohte menschliche Grundwerte aufmerksam zu machen; in

Seethalers Fall sind das die Werte der Freiheit der Kunst, der freien Meinungsäußerung und des Rechts auf freie Benutzung des öffentlichen Raums. Die Schüler\_innen der 7c des Gymnasiums Kundmannngasse «plagierten» im Zentrum des Rochusmarktes, nahe ihrer Schule, Seethalers Methode der Anbringung von «Gedichten zum Pflücken». Sie lernten dabei beide Gesichter der Hauptstadt kennen. Das schöne, weil viele Passant\_innen sich mit der plötzlich in der Luft schwebenden Lyrik auseinandersetzten, das hässliche, weil schließlich eine betagte Wienerin die Klebebandinstallation mit dem Ruf, sie beseitige den Schmutz der Stadt, mit voller Wut zerstörte ...

R. S.

## VOLLE KONZENTRATION

### Ballsaison I: Quertanzen

Als wäre die Einrichtung des «Muttertages» nicht schon genug des familienpolitischen Horrors, verbreitet sich – getragen von mehr als dem Interesse des Blumenhandels? – in den letzten Jahrzehnten auch die schlechte Angewohnheit, am 14. Februar mit Schnittblumen und Schokoladenherzerl um sich zu werfen. Am Vorabend dieser unsäglichen Institution namens «Valentinstag» (die seit einigen Jahren sinnvoller Weise durch die «One Billion Rising»-Aktionen gegen Gewalt an Frauen uminterpretiert wird – siehe dazu Seite 6) findet im WUK eine geschlechtertheoretische Alternativenveranstaltung

statt: Am «Female\*Troubles / Anti-Valentine's-Ball» kann unabhängig von Normen und Erwartungen Geschlecht gelebt oder performt werden, alle kommen, wie sie sind und/oder sein wollen, für 10 Euro im Vorverkauf oder 15 an der Abendkasse kann man unter anderem den Performance-Acts von Bird la Bird (GB) oder Two Pigs Under One Umbrella (AT) lauschen und tanzen, tanzen, tanzen.

13. 2., 21 Uhr, WUK, Währinger Str. 59 1090 Wien

### Ballsaison II: Willkommenstanz

Wie immer in der Ballsaison muss man sich entscheiden: Opernball oder Demo, Hofburg oder

Sitzblockade, viel schwieriger aber: Female\*Troubles oder Flüchtlingsball. Ebenfalls am 13. Februar findet nämlich der 22. (!) Wiener Flüchtlingsball statt, auf den Bühnen sind unter anderem die Wiener Superstars von Madame Bahaux zu hören oder Django 3000, die sich selbst aus Gründen, die sie wohl haben, «bayerische Gitanos» nennen. Das Wichtigste ist aber sowieso, dass die Einnahmen des Balls (Karten kosten durchschnittlich 45 Euro) wie immer ans Integrationshaus gehen, und dass es seit dem Ende des Augustinballs kaum ein schöneres Sehen und Gesehenwerden gibt als das Refugees-Welcome-Gettogether im Wiener Rathaus.

13. 2., 20 Uhr, Rathaus, 1010 Wien

AUGUSTIN 406

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12										
				13					14	
15	16		17			18		19		
20								21		
22						23		24		
25					26					
27			28	29						
		30						31	32	
33	34							35		
						36				
37				38						

**WAAGRECHT:** 1. das Rennen ist gelaufen, der Beste kriegt den Pokal 12. sie lehrt dich in der Schule, über den Bock zu springen – oder auch nicht! 13. die Firmenfeier beginnt (und endet beschwingt) 14. abbrev. for very important 15. Vater und Sohn Strauss ist es zu verdanken, dass wir ihn zu Silvester gerne und schnell drehen 20. Zeitraum vor dem Mittelalter 21. Teil jeder Diät 22. auch in Wien tritt in diesem Jahr der erfolgreiche Violinist und moderne «Walzerkönig» auf 23. manchmal zittert frau wie ihr Laub 25. nicht jetzt, sondern etwas später 26. sie transportiert immer sauerstoffreiches Blut 27. nach dem er und dem sie 28. zögern und unentschieden sein 30. zeigt einen Wert oder eine Richtung an 31. Frau Scott, französische, und Frau Granger, englische Schriftstellerin tragen denselben Vornamen 33. ausgebildetes Tier ortet (hoffentlich) verschwundene, verschüttete, tote Menschen 35. bestimmt, der Artikel 36. auch ein islamischer Rechtsgelehrter (denkt manchmal) und kommt hier ganz verkehrt 37. nichts ist umsonst und er kostet das Leben 38. verliert man ihn, verliert man Kraft

**SENKRECHT:** 1. bei uns wird sie auch als Luftkellnerin, in Deutschland als Saftschubse bezeichnet – echt beleidigend! 2. ganz kurz im Unterhemd (erscheinen) 3. erwünscht und gefragt 4. beginnende Gnadenlosigkeit 5. obwohl leicht zu verwandeln, trifft ihn nicht jeder 5. in dieser Stadt (hier aufwärts) wurde Karl Marx geboren 7. in Vor-Mail-Zeiten hat man auf einem Briefkuvert dieses Kürzel für den Empfänger geschrieben 8. ganz echt, ehrlich 9. vor der Oma ihre Mama, oder? 10. Markenname steht für Creme schlechthin 11. früher (und auch hier) war er ein aufwärts strebender Politiker: zweimal SPD-Vorsitzender, Minister, Vizekanzler, heute Seniorenchef 16. sie schildert Teile des Trojanischen Krieges 17. Differenz von hundert und einundachtzig 18. vor allem die Grachten machten die Stadt weltberühmt 19. stilvoller und edler Verschluss für Kleidungsstücke 24. bezogen auf, wird ein Verhältnis angegeben 26. Bauernregel: er muss Hitze haben, sonst Obstbaumsegen wird begraben 29. liegt in der Sinaihalbinsel 30. der Frauenrechtlerin Zetkins Initialen 32. für Ägyptens Wirtschaft ist er echt sehr entscheidend 34. Vorname des berühmten Jürgen Bockelmann, des Mannes mit dem Fagott

**Lösung für Heft 405: ELTERNHAUS**  
Gewonnen hat Andrea Pauli, 1060 WIEN

W: 1 UNBARMHERZIG 11 HAUFEN 12 LEISE 13 STIFTE 14 TABLETTE 17 UVA 18 CHARMEUR 19 RECYCLIN 21 HBA 22 IHR 26 NAHEZU 29 KONSUMGÜTER 32 IN 33 TEARS 34 HNO 35 MALARIA 36 NIE 37 LAND 38 AKNE

S: 1 UHRTURM 2 NA 3 BURBACH 4 AF 5 REBECCA 6 MN 7 REI 8 ZIFFER 9 IST 10 GEHRT 13 STALINGRAD 15 AVE 16 THE 20 YBBSTAL 23 RHE 24 SZENEN 25 MONAT 27 ETHIK 28 URO 29 KIM 30 UERA 31 MAIN 36 NA

Einsendungen (müssen bis 10. 2. 2016 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

## DESPERADO-SCHACH von Häm und Bernleitner

Das Schachjahr 2015 ist Geschichte. Und trotz aller Rankings zu Partie, Zug, Kombination, Endspiel etc. des Jahres haben wir eine Partie in den Wertungen schmerzlich vermisst, die mit bemerkenswerten Figurenopfern aufwarten kann.

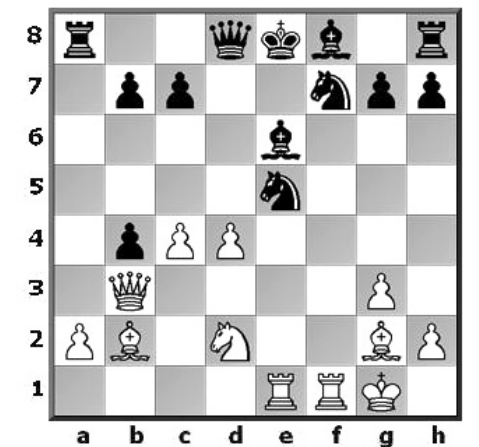
Greenfeld – Short  
Douglas 2015

1.Sf3 d5 2.c4 Eine dynamische Eröffnungs-idee, die Richard Réti in den zwanziger Jahren entdeckte. 2... d4 Natürlich kann Schwarz den Bauern auch nehmen, wonach 3.Sa3 folgt, oder seinen Bd5 mit 2... c6 oder 2... e6 befestigen. 3.b4 Lg4 4.g3 Normalerweise sieht 4.Db3 aus. 4... f6 Schwarz strebt mit e7–e5 die Herrschaft über das Zentrum an. 5.Lg2 e5 6.0–0 Sd7 Natürlich ging auch 6 ... Lxb4 7.Da4+ Sc6 8.Sxe5 fxe5 9.Lxc6+ bxc6 10.Dxb4. 7.Db3 a5 Die Partie entwickelt sich fernab aller bekannten Vorbilder. Kreativität ist gefragt. 8.e3 dxe3 9.fxe3 axb4 10.d4 Weiß erobert das Zentrum zurück und

verzichtet auf den Bb4. 10... Le6 11.Lb2 Sh6 12.dxe5 fxe5 13.Sbd2 Verzichtet erneut auf den Rückgewinn des Bauern mit 13.Sxe5 Sxe5 14.Lxe5 Sg4 15.Ld4. 13... Sf7 14.Sd4! Hoppla! Weiß opfert und kombiniert. 14... exd4 15.exd4 Droht furchtbar d4–d5 mit Freilegung der e-Linie. 15... Sde5 Stellt ein Hindernis in den Weg. 16.Tae1 Weiß lässt nicht locker.

siehe Diagramm

16... Lc5!! Was für ein Zug, Schwarz spießt sich selbst auf! Nimmt Weiß auf c5, öffnet sich die d-Linie für die schwarze Dame. 17.De3? Verständlich, dass Greenfeld versucht, weiter Druck auf der e-Linie zu machen, doch geschickter war es, die gefährliche d-Linie zu verstopfen: 17.Ld5!! Lxd5? (oder auch 17... 0–0 18.dxc5 Te8 19.Sf3) 18.cxd5 0–0 19.dxc5. Nach 17.dxc5 hingegen bleibt die Sache unklar: 17... Dxd2 18.Lxe5 Txa2 19.Df3 0–0 20.Ld6. 17... Txa2 Jetzt hat Schwarz überwältigendes Spiel. 18.dxc5



Txb2 19.Txf7 Eine Falle, Schwarz soll auf f7 zurücknehmen. 19... Dxd2! Die kalte Duschsche. Short wickelt einfach in ein gewonnenes Endspiel ab. 20.Dxd2 Txd2 21.Tf4 Sd3 22.Txe6+ Kd7 Jetzt hängen bei Weiß zwei Türme, dazu kommt der furchtbare b-Bauer, der sich gleich in Bewegung setzen wird, z. B.: 23.Tfe4 Td1+ 24.Lf1 b3, daher 0–1





Greift ein Wiener Wirtshaus-Sterben um sich?

## «Da fährt der Bagger drüber»

Der beliebte Heurige auf der Alszeile in Dornbach muss einem Wohnhaus weichen. Für den Adlerhof in der Burggasse, den vor allem Fußball-Fans schätzen, wird gerade ein Nachfolger in gesucht. Die Gastwirte Susanne Fichtner und Stefan Giczi erzählten Kerstin Kellermann (Text) und Kilian Haiku Kupries (Fotos) von ihrem arbeitsreichen Leben in der Gastronomie.

**Auch aus dem Osten von Wien werden Schließungen von traditionellen Wirtshäusern gemeldet:** Das «Barbanek» in der Simmeringer Fuchsröhrenstraße 13 und im dritten Bezirk, Wassergasse 36, das «Mörk» (beide sind für eine Stellungnahme zu den Schließungen für den Augustin nicht erreichbar gewesen). Die berühmt-berühmte «Keiner Stuben», nur eine Tschicklänge vom «Mörk» entfernt in der Erdbergstraße 78-80 gelegen, hat einen Insolvenzantrag gestellt. Es soll laut Gesellschafter weitergehen. Und mögen die Portionen wieder größer werden!

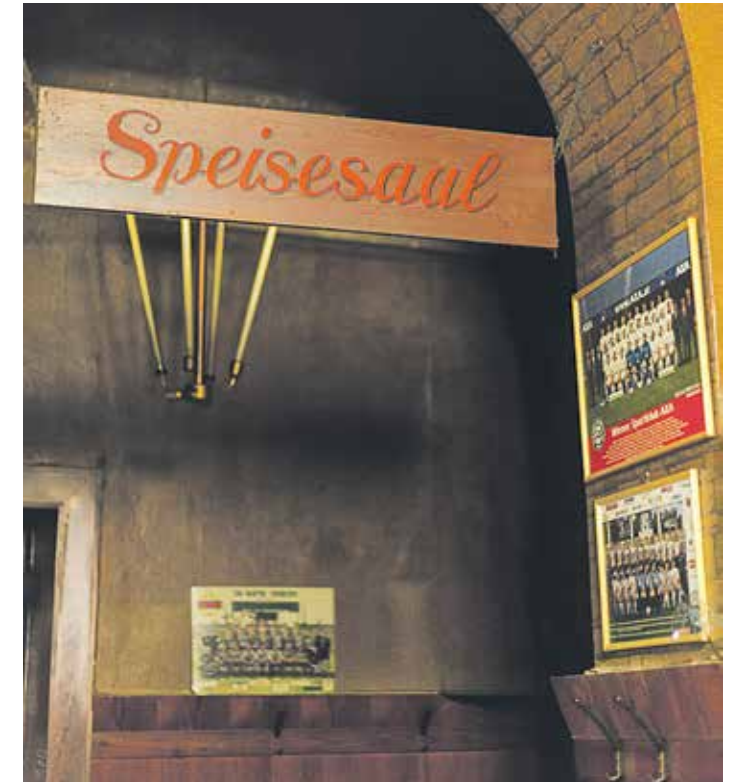
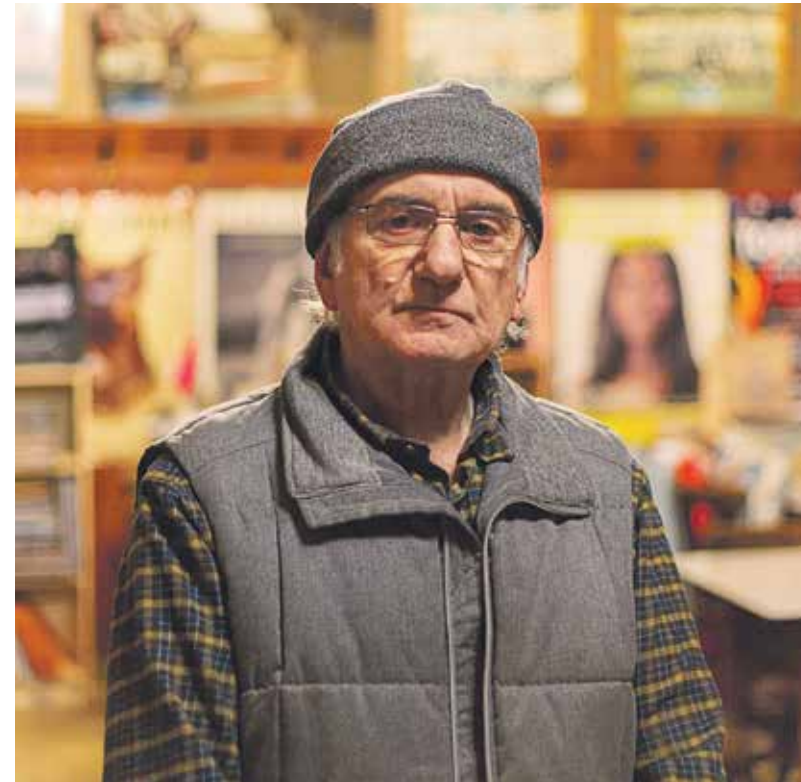
«Wenn das Grundstück leer ist, kriegt man 3000 Euro pro Quadratmeter», spekuliert ein Stammgast. «In Dornbach kostet der Quadratmeter ab 2500 Euro aufwärts. Die Gemeinde ist interessiert. Die graben dann erst einmal eine Tiefgarage. Das Erste, was aufer rennt, sind die Ratten...» Die Stammgäste haben den Heurigen «Auf der Als» übernommen und beaufsichtigen den Flohmarkt mit den ganzen Gasthaus-Utensilien, denn die Wirtin ist krank. Die Wirtin war 25 Jahre lang Pächterin, Chefin und Köchin in einer Person. Zugesperrt wird der schöne Heurige schräg gegenüber dem Sportklub-Platz auf der Alszeile 34 mit den alten Bäumen – der Bagger wird darüberfahren. Der alte Platz, auf dem schon seit 200 Jahren Heurige standen, wie Postkarten beweisen, wird in ein Wohnhaus verwandelt. Mit der Post kam ein Flugblatt der MA 21 Stadtteilplanung und Flächennutzung an die Anrainer\_innen, darauf der neue Flächenwidmungsplan. Man kann eine Stellungnahme schicken.

«Auf die Weinberge in der Nähe stehen die Bauleute ja auch sehr, aber so in Not kann das Stift St. Peter gar nicht kommen, dass die ihre Weinberge verkaufen», ist eine Frau überzeugt. Teller, Gläser, Lilienporzellan mit Blumen darauf, eine alte Waage, Salzstreuer, Besteck. An der Wand der niedrigen Holzhütte hängen Urkunden: «Chefin Helga, die beste Köchin von Hernals», «Der besten Heurigen-Chefin zum 60. Geburtstag» und sogar ein Gedicht eines zufriedenen Gastes (das an dieser Stelle bewusst nicht wiedergegeben wird, Anm. d. Red.)

Im Sommer war der straßenseitige Garten immer voll, auch mit Pensionist\_innen mit Gehwagerl aus dem Altersheim etwas die Straße hinauf. Aber es gab auch Winterbetrieb und einen Kreis von Stammgästen, die teilweise seit inzwischen 45 Jahren regelmäßig in dem Gasthaus verkehren. Die frühere Chefin hieß Frau Fuchs und wohnte 42 Jahre lang hinter dem Gebäude in einem kleinen Haus, das nun auch geschliffen werden wird.

### Die Hilde Rom der Gastronomie

Inzwischen ist die Junior-Chefin eingetroffen und zündet sich eine Zigarette an: «Unsere Verpächterin, Frau Fuchs, ist mit fast neunzig Jahren verstorben und die Erben waren zerstritten. Solange sie lebt, sind wir da,



sagte die Fuchsi immer. Wir versuchten den Grund zu kaufen, aber immer sagte ein anderer Erbe nein.» Susanne Fichtner half der Mutter nach deren Herzinfarkt in der Küche, 25 Jahre lang war die Alszeile ihr Lebensmittelpunkt. «Die Mutter hat Schneider und Kürschner gelernt und erst ein Gasthaus im 21. Bezirk gehabt.» «Die Chefin war die Hilde Rom der Gastronomie», lacht Eugen Fichtner, der Schwiegersohn, «ähnlich wie auf der Löwinger Bühne. Die Leute sind wegen ihrer großen Goschn gekommen, und wenn sie einmal normal war, waren die Gäste angefressen.» «Meine Mutter hielt eisern durch und war stur, sogar als mein Bruder gestorben ist, hat sie sich weiter durchgebissen, es half ihr. Eine starke Frau, ein Steher. Nun von Tempo hundert auf null zurückschalten ist heftig. Sie kommt noch nicht ganz zurecht mit dem Daheimsein.»

Die Stammgäste trinken Sekt, reden von einem Sitzstreik und feiern den letzten Ausschank. «Der will nur Geld machen, der neue Besitzer», sagt einer. «Die Menschen hier zählen nichts.» Gewachsene Strukturen und soziale Netzwerke werden zerstört. «Die Gastro wird ruiniert», resümiert die Junior-Chefin, «man bräuchte inzwischen ein Büro mit Sekretärin. Es bleibt unter dem Strich nichts über. Die Gemütlichkeit ist beim Teufel und die Raucher haben draußen mehr Spaß als die anderen herinnen. Die haben uns schon etwas angetan. Es gibt keinen Antrieb mehr, ein Gasthaus zu übernehmen, mit den ganzen Auflagen und der vielen Arbeit. Heute weißt du ja nicht einmal mehr, ob du einen Schneebesen mit Holzgriff verwenden darfst oder nicht.»

### Vom Parkcafé zum Adlerhof

«Irgendwie wird es mir leidtun, den Adlerhof zu verlassen. Ich habe immer gutes Publikum gehabt, junge Leute, die konsumieren. Es ist vorbei.» Stefan Giczi schüttelt den Kopf. Er kannte die echte Hilde Rom und vor allem deren Tochter Gabi Rom, die in der Nähe wohnte und Stammgast war, inzwischen aber bei ihrer Mutter lebt. Mit Wollweste und Haube sitzt er im Dunkeln in seinem Gasthaus und hat die Heizung voll

aufgedreht. Düster und schummrig ist es hier, die Brautöne dominieren, an der Wand hängen lauter signierte Fußball-Mannschaftsplakate. Schwer zu glauben, dass sich dieser Ungarn-Flüchtling mit 42 Jahren zu einem Neubeginn entschloß und, nachdem er als Konstrukteur zuletzt in einer Brückenbau-Firma gearbeitet hatte, das Parkcafé in der Dornbacher Straße eröffnete. «38 Jahre in der Gastwirtschaft. Das war wie ein Augenblick (er schnippt mit den Fingern, Anm.), so schnell. Mein Zeitgefühl ist weg. Montag war immer Ruhetag, und nach dem orientierte ich mich. Nun weiß ich nie, welcher Tag gerade ist. Außer, dass am Freitag die deutsche Bundesliga anfängt, da spielt der HSV gegen Bayern München (Die Bayern gewannen leider mit 2:1, Anm. d. Red.)» Ständig klopf jemand an die Türe und fordert Einlass, am Wochenende ist abends noch offen. Mit Köchin und Speisekarte.

Das Telefon läutet schon wieder. «Und sonst, alles happy?», fragt der alte Gastwirt. Er ist sehr beliebt bei seinen Gästen. Im Parkcafé in Dornbach wurde er Sportklub-Fan, denn es kamen auch Sportklub-Fans zu ihm. «Man fühlt sich hingezogen, wenn das Stadion so nahe ist», lächelt er. «Damals habe ich die Leute manchmal bis in der Früh sitzen lassen, da hatte ich Kondition. Alte Ungarn kamen hinaus nach Dornbach, und ein Mann sagte zu mir: «Ich wüsste etwas für Sie, aber das ist ein Gasthaus.» Ich wollte nämlich kein Gasthaus. Dann ging es Schlag auf Schlag mit dem Adlerhof. Mein Vorgänger war 27 Jahre hier, ein Tscheche.» Ein kleiner Plastik-Tannenbaum, ein Zwerg sitzt auf der Musikanlage, viele Bücher kugeln herum. «Ankommen ist leichter als weggehen», sagt ein Stammgast. Stefan Giczi sucht einen Nachfolger. Er galt als ruhig und wirkt sehr gelassen. «Auch wenn ich nicht ruhig war, hielt ich mich zurück. Man muss sich im Griff haben. Auch in der Wortwahl.» Die Vorhänge tragen die Deutschland-Farben, die hängen noch von der Weltmeisterschaft in Deutschland. «Wenn ich mich zurückziehe, werde ich wieder Fußball schauen gehen. Scheiß Gasthaus, aber ich hänge daran.» Aber erst einmal muss der Mann mit dem prallvollen Leben ins Krankenhaus. ◀

Stefan Giczi, der Wirt vom Adlerhof, denkt jetzt mit seinen 80 Jahren schön langsam ans Aufhören, obwohl er noch immer am «Scheiß Gasthaus» hängt



AUGUSTIN 406

Dakar, Senegal: Wo Hip-Hop eine Massenbewegung ist, boomt auch Street-Art

Foto: Ina Thimm



Wandbild des Malers Malangatana in Maputo

Foto: EDUARDO MATHOMBE

Nairobi ist die Stadt der Schilder



Foto: LEONIE PERRO TEBBE



Margit Niederhuber inmitten ihres mosambikanischen Netzwerks: Buchpräsentation in Maputo

## Die Wienerin Margit Niederhuber porträtiert afrikanische Metropolen Warum ich den Begriff Slum vermeide

Die Wut kriecht in ihr hoch, wenn sie mitkriegt, welches Afrika-Bild die österreichischen Medien in den Köpfen der Menschen verfestigen. Afrika – das ist die Tristesse der Slums, der ununterbrochene Krieg, der sich ausbreitende Djihadismus und das halbverhungerte Kind. Die Wiener Autorin Margit Niederhuber porträtierte vier afrikanische Hauptstädte und zertrümmert dabei Klischee um Klischee. Robert Sommer befragte sie dazu.

Aktivist\_innen, die eben nicht alle, wie die Berichterstattung suggeriert, den Kontinent verlassen und damit vermeintlich zur Prolongierung der «Unterentwicklung» beitragen.

Nehmen wir das jüngste ihrer Städtebücher zur Hand: das Buch über die senegalesische Hauptstadt Dakar. Wie in vielen westafrikanischen Städten, die am Meer liegen, herrscht hier eine entspannte Atmosphäre, wie sie die gehetzten Wiener\_innen nur aus ihren Tagträumen kennen. Die gesellschaftliche Realität ähnelt in keinem Punkt den stereotypen Vorstellungen darüber, wie sich «der Islam» angeblich auf das gesellschaftliche Leben auswirkt. Dakar ist eine der Metropolen des Hip-Hop, Dakar ist eine der Metropolen der zeitgenössischen Street-Art, Dakar ist die Modestadt schlechthin. Und Dakar ist durch und durch islamisch. Nur jeder und jede Zwanzigste glaubt an den christlichen Gott.

«Durch die Straßen von Dakar zu gehen heißt, Mode in einer unglaublichen

Vielfalt zu erleben», schreibt Margit Niederhuber. «Egal in welchem Bezirk, ob im Zentrum oder in den Vororten, in ärmeren Gegenden oder in reichen Villenvierteln – überall gibt es sehr viel Mut und Kreativität (...) Die höchste Dichte an Kleiderwundern besteht am Freitag, auf dem Weg zur Moschee.» In den letzten drei Hauptstadt-Büchern wird der Begriff Slum nicht verwendet, weil er unter österreichischen und deutschen Leser\_innen Assoziationen erweckt, die wenig mit der Realität zu tun haben.

Kibera, mitten in Kenias Hauptstadt Nairobi gelegen, gilt als größte der «informellen» Siedlungen Afrikas. Manche sprechen von einer Million Einwohner\_innen. In Kibera sind unzählige NGOs und Projekte zuhause, manche bieten geführte Wanderungen durch den Slum an. In Niederhubers Stadtporträt-Quartett werden großartige Frauen vorgestellt, eine davon lernte die österreichische Autorin zufällig bei einem Spaziergang durch Kibera kennen. Es ist Cecile Ayot. Sie und andere

Frauen ärgerten sich über den paradoxen Zustand, dass in Kenia zwar eine allgemeine Schulpflicht herrscht, dass aber die Schulbücher und die Schuluniformen von den Eltern in den armen Vierteln nicht bezahlt werden können. Außerdem braucht man, um zur Schule zu gehen, eine Geburtsurkunde. Solche Dokumente besitzen viele Kinder nicht, auch in Kibera. Einige Frauen rund um Cecile begannen 2008, eine eigene Schule aufzubauen.

### Die erste Hip-Hop-Akademie des Kontinents

Die erwähnte Hip-Hop-Bewegung in Dakar und in ganz Senegal ist nicht nur ein musikalisches, sondern auch ein politisches Phänomen. Viel dazu erfährt man vom Manager der Organisation

«Africulturban», dem Niederhuber breiten Raum in ihrem Dakar-Buch gewährt. 3000 Hip-Hop-Gruppen gäbe es im Land, sagt Amadou Fall Ba. 1500 davon leben in der Hauptstadt. Hip-Hop ist, anders als in den Ländern der reichen Welt, eine durch und durch politische, widerständige Kultur – wie gesagt, ausgeübt vom Nachwuchs muslimischer Familien. «Africulturban» hat eine Universität für Hip-Hop ins Leben gerufen, die erste dieser Art in Afrika. Sie nennt sich schlicht Hip-Hop-Academy. Auch die Poetry Slam-Bewegung gewinnt in Dakar immer mehr Anhänger\_innen. Poetry Slams in Dakar sollen durch die Bank performativer sein als ihre Wiener Pendanten.

Den größten Platz in den vier Büchern nehmen nicht die Eigentexte der Autorin ein, sondern die Fotos (durchwegs von Fotograf\_innen aus der jeweils porträtierten

Stadt) und die transkribierten Interviews mit den Menschen dieser Metropolen – von Stadtplaner\_innen bis zum Taxifahrer. Bücher, in denen Europäer\_innen die afrikanische Situation erklären, gäbe es ohnehin mehr als ausreichend, meint Niederhuber im Augustin-Gespräch. Dass sie ihre Mithilfe am Aufbau eines Frauen-Radioprogramms erwähnt habe (siehe oben), dürfe man nicht missverstehen: Mit «Entwicklungszusammenarbeit» habe sie nichts am Hut. Jede Entwicklungshilfe sei in dem Moment entbehrlich, in dem gleichberechtigte Wirtschaftsbeziehungen zwischen Nord und Süd etabliert werden. Derzeit laufen noch gegenteilige Prozesse ab. Das neue Fischereiabkommen zwischen Senegal und der EU werde dazu führen, dass die großen europäischen Firmen die Existenz weiterer Fischerfamilien aus Dakar ruinieren.



Die vier Städtebücher (Nairobi, Maputo, Johannesburg, Dakar) sind im Wiener Mandelbaum-Verlag erschienen. Alle sind zweisprachig. Das jüngste, über Dakar, wird am Donnerstag, dem 11. Februar, in der Brunnenpassage (1160 Wien, Yppenplatz, Beginn 19 Uhr) präsentiert. Musik von Ibou Ba und Masour (Djembe) und John Ntsepe (Klavier). Der Eintritt ist frei.

Eine kleine Augustin-Museologie:  
Teil 6 – das Puppenmuseum in Pilsen

## Unbequeme Holzköpfe

Dass das Puppenspiel in Böhmen eine lange Tradition hat, ist den meisten bekannt. Aber haben Sie schon einmal den Mechanismus bedient, mit dem so eine Holzfigur ihre Augen verdreht? Und kennen Sie die Biographien jener, die den Marionetten Leben eingehaucht haben? **Lisa Bolyos** (Text und Fotos) ist nach Pilsen gefahren, um Puppengeschichte zu lernen.

Vergessen Sie den Hauptbahnhof! Diese Reise muss ihren Ausgang am Franz-Josefs-Bahnhof haben. Hier kann man sich eine Fahrkarte nach Plzeň/Pilsen kaufen, ganz ohne sich stundenlang anzustellen, und übrigens auch, ohne sich in einem Einkaufszentrum zu verlaufen (der Supermarkt zu ihrer Linken wird Ihnen angesichts der neugebauten Shoppingcenter am West- und Hauptbahnhof plötzlich wie ein lokaler Greißler erscheinen). Der Regionalzug fährt zuerst nach České Velenice, wo Sie die fünfzehn Minuten bis zum nächsten Zug am besten damit verbringen, die mit türkisen Fliesen und dunkel gebeiztem Holz gestaltete Innenarchitektur des Bahnhofs zu bestaunen. Ein schneller Kaffee im Bahnhofsbeisl geht sich aus, hier wird noch geraucht!, das macht aber auch nichts angesichts der schier unendlichen Höhe der Räume. Der nächste Zug bringt uns bis České Budějovice, wo ein Klavier am Bahnhof zum Spielen einlädt; ein letztes Mal ansteigen und wir sind da.

### Zähneklappern und Augenverdrehen

Pilsen hat sich von seinem Status der europäischen Kulturhauptstadt sichtlich erholt. Der schneebedeckte Náměstí Republiky, der Platz der Republik, ist leer bis auf ein paar wenige eingemummte Gestalten, die durch die Eiseskälte nach Hause oder ins Blaue Café im Hotel Central eilen. Keine nervigen Tourist\_innenmassen, die uns daran erinnern würden, dass wir selbst welche sind. Den kleinen metallenen Köpfchen, die das schmiedeeiserne Tor des Doms schmücken, hat jemand Hauben und Schals gestrickt. Sie sehen aus wie aufgesteckte Fingerpuppen.



«Schlaf süß, Österreich, gute Nacht – ohne deine Hilfe wird jetzt weitergemacht» – Skupas Figur des revolutionären Kaspers (hier eine Kopie) erlangte 1918 über Nacht Berühmtheit

Bis zu zweitausend Besucher\_innen sind 2015 pro Tag ins Puppenmuseum gekommen, sagt Tom, der dort neben seinem Lehramtsstudium mit drei weiteren Kolleg\_innen im Schichtdienst als Museumsguide arbeitet. «Das war ein hektisches Jahr.» Heute sind außer uns noch zwei, drei Leute in dem schmalen Bau aus dem 15. Jahrhundert, der, mehrfach architektonisch ergänzt, alle Kriege überstanden hat und auch in der Ära des großen Schleifens bestehen blieb. Dreht man

sich neben dem etwas massiv geratenen Dom in der Mitte des Platzes um die eigene Achse, staunt man nur so über die Häuser, die ihn säumen – eines pittoresker als das andere, nur zwei, drei, die aus der architektonischen Schule des Realsozialismus kommen, und die verleihen dieser Puppenstube erst so richtig Charme.

Das Puppenmuseum – «Muzeum Loutek» – erzählt auf drei Stockwerken die Geschichte des tschechoslowakischen und des Pilsener Puppentheaters und

Marionettenbaus, eine Geschichte von lustig geschnitzten Gesichtern genauso wie eine der Volksbildung, des Kabarets und der politischen Unbequemlichkeit. Nicht nur Geschichte lernen kann man hier, sondern auch das Puppenspiel in all seinen handwerklichen Varianten ausprobieren, einfache Modelle vom Zähneklappern und Augenverdrehen ebenso wie Handpuppen, Marionetten (zu deren Führung die Autorin kein natürliches Talent beweisen konnte!) und kindergröße Puppen, die man an einem Griff im hohlen Rücken hält. Markéta Formanová leitet das Museum, das erst 2009 gegründet wurde; den Termin, den wir uns zum Gespräch ausgemacht haben, hat sie vergessen oder hat schlicht Wichtigeres zu tun.

### Der revolutionäre Kasper in der Ferienkolonie

Die Marionette, sprich, die von oben geführte Holzpuppe, war im Tschechien des 18. Jahrhunderts kulturelles Importprodukt aus der italienischen Puppenspielerlei. Die Figuren, aus Lindenholz geschnitzt, wurden von hinten ausgehöhlt, um das Gewicht zu reduzieren, ihre Kostüme waren auswechselbar, um die Puppen, wie echte Schauspieler\_innen, für verschiedene Charaktere einsetzen zu können.

Bis ins beginnende 20. Jahrhundert waren sich Puppenspiel, Wandertheater und Jahrmarkt im Genre noch sehr nahe. «Horáky» nannte man die wandernden Berufspuppenspieler\_innen, «doláky» jene, die für diverse Jahrmarktunterhaltungen verantwortlich zeichneten. Den fahrenden Puppenspieler\_innen war es allerdings untersagt, in den großen Städten aufzutreten – dass künstlerische Darbietungen im öffentlichen Raum verboten werden, ist eben auch keine neue Erfindung. Um das Jahr 1900 wurde das erste immobile Puppentheater in Pilsen eröffnet: Ein Herr Škoda, seines Zeichens Lebkuchenbäcker, betrieb es in der Ulice Solní, die nur einmal Umfallen vom Museum entfernt ist.

An den glatzköpfigen Spejbl mit seinen weitabstehenden Holzohren und seinen Kompagnon, den Hurvínek, erinnern Sie sich vielleicht von Langspielplatten oder aus dem Fernsehen. Dieser Spejbl geht auf Josef Skupa zurück. Wie Jahrzehnte später dem Mundl wurde auch dem Spejbl eine ganze Serie (an Theaterauftritten) auf den Holzleib geschnitten; die entwarf und spielte Skupa

mit Kolleginnen wie Anna Kreuzmanová und Jiřina Skupova. Zum Beispiel ein Stück aus dem Jahr 1939, in dem «Frau Drbálková» ihn aus seiner Wohnung vertreiben will, um ihren «Lebensraum» zu erweitern – ein Stück des Spotts auf das Münchner Abkommen. Die Saison 1943/44 endete denn auch mit Skupas Verhaftung und Verurteilung zu fünf Jahren Gefängnis wegen «deutschenfeindlicher Tätigkeiten»; er konnte jedoch fliehen. Auf einer Fotografie ist der mit «Prof. Skupa» beschriftete Tourbus zu sehen, mit dem seine Truppe durch die Lande fuhr; man kann sich die Aufregung vorstellen, wenn er auf dem Hauptplatz eines böhmischen Dorfes einfuhr.

Und noch eine zweite Berühmtheit unter den Pilsener Marionetten kommt aus der geistigen Werkstatt von Josef Skupa: 1913 wurde das sogenannte «Puppentheater der Ferienkolonien» gegründet. Es sollte Geld einspielen, um Kindern, die von Armut betroffen waren, erholsame Sommerferien zu ermöglichen. Skupa stieß dazu, als er ein bisschen über zwanzig war. Um eine Kasperfigur, geschnitzt von František Nosek, konzipierte er eine Kabarettserie über politische Aktualitäten und ließ den Kasper darin schon einen Monat vor dem Finale der Habsburgermonarchie in einer Beerdigungsszene den österreichisch-ungarischen Adler zu Grabe tragen – damit wurde nicht nur Skupa berühmt, sondern auch der «Revoluční Kašpárek», der revolutionäre Kasper, dem in späteren Jahren gar eine Gedenktafel im öffentlichen Raum gewidmet wurde.

Die nächste Generation, der Künstler wie Jiří Trnka (geb. 1912) angehören, war schließlich eine, die irgendwann zum (Zeichen- und Puppen-)Trickfilm überging. Manche von Trnkas Figuren, «Macbeth» oder sein «Selbstporträt», sind Marionetten der Moderne, mit überlangen, dünnen Gliedmaßen, großen, leeren Augen, wie Entwürfe für Burtons «The Nightmare Before Christmas». «Hätte es Josef Skupa nicht gegeben, wäre ich vielleicht Maler geworden, aber niemals Puppenspieler», hat Trnka seinen Lehrer geehrt. Trnka konnte, so sagt man, mit beiden Händen gleichzeitig zeichnen.

### Komm zurück, Widerspruch!

Heute ist in der Stadt der fünf Flüsse nur noch das Alfa Theater, das 1992 aus der innerstädtischen Americké in die Rokycanská Straße umgezogen ist,



Die Städte denen, die drin wohnen! Pilsen hat sich von dem Los erholt, «europäische Kulturhauptstadt» zu sein

dem Puppenspiel verschrieben. Die Alfa-Leihgaben im dritten und letzten Stock des Museums weisen allerdings eher auf ein Ende des politischen Theaters hin. «Gegenüber der repressiven Kulturpolitik des Realsozialismus hat sich das Alfa-Theater strategisch klug verhalten, hat klassische Stücke inszeniert und darin Botschaften untergebracht», sagt Tom. «Aber dann war das Regime weg und die klassischen Stücke sind geblieben.» Wir verabschiedeten uns und gehen die vielen Treppen hinunter, vorbei an Fotografien von Puppenspieler\_innenkongressen und Marionettenwerkstätten, vorbei an den Biographien jener Leute, die sich mit ihren kleinen Lindenholzgenoss\_innen gegen gesellschaftliche Einschränkungen und staatliche Repression gewandt haben. Kommt zurück!, will man ihnen zurufen.

Abends trinken wir ein Glas Pilsener Urquell im Restaurant des einst imposanten Hotel Slovan, in dessen riesigem Speisesaal ein wenig verloren ein kleinformatiges Porträt von Franz Josef I hängt. Früher, sagt der Kellner, war das ein richtig schönes Restaurant, nicht so lieblos ausgestattet, und er zeigt mit abfälliger Geste auf die (beeindruckenden) Vorhänge aus synthetischer Spitze. Die Speisekarte ist dreisprachig, der Kellner auch, und wir sind ein wenig beschämt darüber, wie wohl wir uns in dieser räumigen k. u. k. Institution fühlen. Wie hat der revolutionäre Kašpárek beim Begräbnis des Adlers gesungen? «Gute Nacht, Österreich / schlaf süß / lass dir was träumen / von k. u. k. // Schlaf süß / gute Nacht / ohne deine Hilfe / wird jetzt weitergemacht».



Die Marionette Frau Drbálková (unten) verteidigt ihren «Lebensraum» – ihr Erfinder wurde für «deutschenfeindliche Tätigkeit» verhaftet





# «Alte Trotteln»

Wolfgang Vincenz Wizlperger schafft es, uns als Musiker und als Zuckerbäcker zu erfreuen. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Wien war ihm gleich einmal mit'm Hintern ins G'sicht gefahren, erinnert er sich. Es war am allersten Morgen, in der kleinen Altbauwohnung im 15. Bezirk, die er bezogen hatte (mit Klo am Gang und 356 Schilling Zins pro Monat), 1981 muss es gewesen sein. Laut pumperte es an seiner Wohnungstür. Die Ruhestörung kam vom betagten Nachbarn, der mit seinem Gehstock die Eingangstür malträtierte und mit den Worten «Sie müssen schon einmal das Klo putzen!» die viel gelobte Wiener Willkommenskultur zum Ausdruck brachte.

Doch der junge Landsmann aus dem Weinviertel, für den Wien zuvor am Floridsdorfer Spitz endete, ließ sich davon nicht abhalten. Wolfgang Vincenz Wizlperger folgte einem fixen Plan: Er wollte nicht in Wolkersdorf das traditionsreiche Kaffeehaus seiner Eltern («seit 1848 im Familienbesitz») weiterführen, er wollte sein Glück in der großen fremden Stadt versuchen. «Und ich war auch willig, mich hier zu integrieren.»

Ein ruhiger Wintersonntagmorgen im Café Else in der Heinestraße, nahe dem Praterstern. Jener Musiker, der beim Kollegium Kalksburg eine Kappe trägt, das Horn und den Kamm bläst und ebenso gefühlvolle wie präzise Liedtexte zu Papier bringt, nimmt sich Zeit. Um zu erzählen, wie es sich zutrug. Heute wundert er sich selbst, dass ihn seine Eltern einfach ziehen ließen. Er hatte ihnen erklärt, dass er die vorgezeichnete Laufbahn als Café-Konditor verlassen und in eine Wiener Umlaufbahn wechseln wolle, um allen Ernstes mit der Produktion von

Makramee-Blumenampeln für Furore zu sorgen. Die Mutter hat geweint, der Vater hat nur gemeint: «No, loss ma eam hoid.»

Jahre später hat der jüngere Sohn der Wolkersdorfer Wizlperger-Dynastie erkannt, dass der Vater auch sein erster Mentor war: «Den Ederl haben bei uns alle gekannt. Am Vormittag hat er im Kaffeehaus den Stammtisch unterhalten, am Nachmittag die Heurigenbesucher in Stammersdorf.» Als Kind waren ihm die lautstarken Auftritte zuwider. Heute weiß er: Vom Senior hat er die Liebe zum Schmähhören und den einen oder anderen Dialektausdruck gelernt. «Er hatte jedenfalls ein großes Verständnis für Humor.»

Konzerte vom Kollegium Kalksburg erinnern so betrachtet immer auch an den Ederl. Die drei Kollegen liefern stets amüsante, immer authentische Erklärstücke des Wienerischen. Wer nicht verstanden hat, wie in dieser Stadt gesprochen, gesungen, gereimt, geschimpft, gewitzelt, gefühlt, gesoffen wird, wird ganzheitlich aufgeklärt.

Als weitere Mentoren auf seinem Weg zu einem einprägsamen Wiener Musiker gibt Wizlperger zu Protokoll: einen Professor am Schubert-Konservatorium sowie einen sechs Jahre älteren Berufskollegen: «Mein Lehrer Stefan Prokesch hat mir nicht nur die Musik, sondern auch das Lebensgefühl und den Kodex im intellektuellen Wien nähergebracht. Mein Kollege Stefan Erzinger war acht Jahre lang mein Alter Ego in der Band «Franz Franz & The Melody Boys», von ihm konnte ich mir bei unseren gemeinsamen Auftritten und Tourneen abschauen, wie

Ein echter Wiener aus Wolkersdorf: Wolfgang Vincenz Wizlperger

**i** 40 Lokalmatador\_innen – in einem Buch: Dieses Kompendium ist noch im Augustin-Büro und bei Ihrem Ihrer Kolporteur\_in erhältlich. Es kostet: € 8,-.

AUGUSTIN 406

LOKAL-MATADOR No 357



man auf der Bühne agiert und sich halbwegs erfolgreich wichtig macht.»

Der Vinci, wie ihn seine Freunde nennen, besticht oft durch seine Ehrlichkeit. Als ihn sein Lehrer bei der Aufnahmeprüfung fragte, warum er Musik studieren will, antwortete er so, wie es für ihn war: «Wegen der Sozialversicherung, der Freifahrt und der Kinderbeihilfe.»

Schon während des Studiums war er viel mit den «Melody Boys» unterwegs, dabei auch auf der Suche nach seinem eigenen Weg. Ein Mal küsste die Musik auch seinen Brotberuf: Das war, als er mit Mitte zwanzig zur Konditormeisterprüfung antrat. In seiner Erinnerung klingt das so: «Aus Krokantzucker habe ich eine Geige im Maßstab 1:1 geformt, die hat sogar einen Ton von sich gegeben.» Und er wäre nicht der Vinci, hätte er nicht sein Meisterstück und dazu auch das feine Prüfungskonfekt an die Raumpflegerinnen des WIFI verschenkt.

Heute kommt der Musiker nur mehr selten dazu, sein Handwerk auszuüben. Ein Mal pro Woche bäckt er noch das Toastbrot für das Kaffeehaus, das jetzt der Bruder führt. Es dient dem weit über Wolkersdorf hinaus bekannten «Wizlperger-Toast» als Basis. Fürs ebenso beliebte «Kaffeehausfrühstück» kocht er je nach Laune und Saison Fruchtaufstriche ein, vulgo Marmeladen.

Das Kollegium Kalksburg feiert indes sein 20-jähriges Jubiläum. Ein willkommener Anlass, um im Café Else noch nach dem Status quo zu fragen. Der Kalksburger aus dem Weinviertel antwortet so: «Wir sind jetzt schon alte Trotteln. Wir sind selbstkritischer geworden, sind nur mehr dann zufrieden, wenn wir gut spielen.» Und wie oft stellt sich Zufriedenheit ein? «Das ist schwierig. Das ist eher die Ausnahme.» Das Verhältnis zu seinen Kollegen Paul Skrepek und Heinz Ditsch sei dennoch anhaltend gut. Wie in einer langjährigen Beziehung mäandert es zwischen kollegial und freundschaftlich.

PS: 20 Jahre Klangkombinat Kalksburg – Jubiläumskonzerte am 28. März gemeinsam mit den Strottern im Stadtsaal Wien sowie am 23. April solo im Orpheum. Weitere Termine unter: [www.kollegiumkalksburg.at](http://www.kollegiumkalksburg.at).

# magazin

Zentrumslastige Lauschstationen im digitalen Stadtplan von Wien

## Orte fürs Ohr

Ein akustischen Onlinestadtplan von Wien erstellte die Österreichische Mediathek unter der inhaltlichen Federführung des Historikers Georg Traska. Man kann also virtuell durch eine mit über 300 Lautsprechersymbolen aufbereitete Bundeshauptstadt schweifen oder man spaziert mit Smartphone ausgerüstet «analog» durch die Stadt. Ein, zwei Fingertapser, schon springen Katalogzettel, Infoblatt und eine Tonspur entgegen. – So weit, so gut!

Diese Symbole sollen auf «kulturhistorisch bedeutende Archivaufnahmen aus dem Bestand der Österreichischen Mediathek, die ihren unterschiedlichen Aufführungs- und Entstehungsorten zugeordnet wurden», hinweisen. Ab diesem Punkt wird es aber verzwick, denn die Zuschreibung einer «kulturhistorischen Bedeutung» bleibt bei aller (akademischen) Kanonisierung doch meist

sehr subjektiv bzw. interessengeleitet. Wie ist es sonst zu erklären, dass in der Innenstadt (innerhalb von Gürtel und Handelskai) rund 200 Audiofiles zu finden sind, aber aus Transdanubien (inkl. Standort «Reichsbrücke») bloß 15 und davon gleich drei zur Seestadt!

Bei aller Kritik, das Durchklicken durch die einzelnen Hörstationen hat trotzdem einen Unterhaltungswert, hin und wieder sogar einen Informationswert. Meine Testtour starte ich irgendwo im Zentrum, zufällig beim Palais Fanto (Schwarzenbergplatz 6), wo das «Arnold Schönberg Center» untergebracht ist. Dort palavert der Neutöner, er hält ein dezent patschertes Plädoyer für Avantgardekunst. Das Tondokument ist mit «Arnold Schönberg spricht 1931 über das Wagnis moderner Musik» betitelt. Ich hüpfte Richtung Südosten und lande in der Arena, der zwei Beiträge gewidmet sind. Zum einen spricht

die Schriftstellerin Christa Stipinger über die Besetzung 1976, zum anderen ist ein Ausschnitt aus dem Ö1-Morgenjournal vom 5. Juli 1976 mit einem Interview von einem Mitglied des Komitees zur Erhaltung der Arena zu hören. Der Aktivist wird im Radiobeitrag nicht namentlich vorgestellt, doch die Stimme und die prägnante Art zu sprechen lässt keinen anderen Schluss zu, als dass es sich um Dieter Schrage handeln muss.

Richtig schräg sollte es noch in Simmering werden: Johannes Paul II. fuhr im Jahr 1983 durch die Simmeringer Hauptstraße (von 2700 Polizist\_innen und 400 Kriminalbeamte\_innen begleitet) und Zaungäste geben ihren Senf dazu ... – Absolute Hörempfehlung, gerade dieser Tage, wo doch der Dadaismus am 5. Februar seinen einhundertsten Geburtstag feiert.

reisch [www.mediathek.at/stadtplan](http://www.mediathek.at/stadtplan)

Liegen gelassen: «Wherever I lay my hat, that's my home.» In diesem Sinne begibt sich Mario Lang auf Reisen. Die Souvenirs bleiben in den Regalen, stattdessen lässt er an ausgewählten Plätzen ein Stück von sich zurück.



## September 2004, Guayaquil, Armbanduhr

Auf der Uferpromenade Malecón 2000 lässt sich die Zeit lustvoll verzögern. Einst galt die an der Pazifikküste liegende Hafenstadt als «zu dreckig, zu laut und zu gefährlich». Eine Stadt im Wandel. Apropos Wandel: Während aktuell viele südamerikanische Staaten vom sozialistischen Weg abkommen, schlägt in Ecuador das Herz weiterhin links.

## nachbarinnenstadt

### Öffentlich

Hie und da wollen auch die Karenzpapas (KP) in die schönen einstelligen Bezirke hinein. Oder zum Steinhof hinauf. Mit Kindern, eh klar. Und Kinderwagerln, auch klar. Dann heißt es: Dank sei Gott, dem Herrn der Bim! So lasset uns wetten, auch der nächste 46er wird wieder Niederflur geführt werden.

Oder gehet hin zum 2er. Der heißt deshalb so, weil ungefähr jede zweite noch eine romantische alte Bim ist. Und weil man zu zweit sein muss, um ein Kinderwagerl über die Stufen hinauf in die Tramway zu befördern. Was man aber eigentlich eh immer ist, in einer Stadt, die angeblich bald die zweite Einwohner\_innenmillion erreicht. Die Wahrheit ist nämlich: Meistens muss der Mensch hinter dem Kinderwagen nicht einmal um Hilfe bitten, sie wird ihm angeboten.

Gemütlicher 46er hin, solidarischer 2er her – nicht existenter dreifaltiger Dreier, erlöse uns! Egal, die Königsdisziplin heißt 13A. Routinierte Mamas und Papas schlichten hier in der Wagenmitte regelmäßig drei Kinderwägen auf die vermutlich für zwei vorgesehene Fläche. Mitunter fand auch schon ein vierter irgendwo im Bus Platz. Wohlwollen der Person hinterm Steuer vorausgesetzt.

Eigentlich recht problemlos, wären da nicht auch noch die Kinder. Nicht die Kinderwagenkinder, die trotzten in der Regel auch noch den größten Griesgramen ein Lächeln ab. Nein, es sind ihre Sechsjährigen, die den KP immer wieder die Schamesröte ins Gesicht treiben. Sie raufen um Fensterplätze und nutzen jede Viersitzgruppe dazu, ihre Beine in Richtung Schienbeine und Knie ihrer Gegenüber zu schwingen. «Gebenedeit seien deines Gegenübers Gebeine», flüstern da die KP in ihre eingerosteten Rosenkränze. Die KP trösten sich damit, dass die Wiener Öffi-Masse doch auch ihren Makel hat. Vor allem in der U-Bahn. Vollgestopfte Eingangsbereiche und drei Meter weiter: freie Sitzplätze. Als Einzelperson kann man sich da zumeist noch durchzwängen, mit Kinderwagerl muss man sich zwischen zwei KP-Rollen entscheiden. Dem des Bulldozers, der ein Dutzend Eingangsbereichsstörenfriede über den Haufen fährt, oder doch dem des Schoßhunderls vorm Ottakringer Metzger: Ich muss draußen bleiben.

Klaus Federmair und Christoph Parzer

Zu Besuch bei Brigitte Rosée, Gründerin der ersten All-Girl-Band Österreichs

# Live-Band statt Heiraten

Einmal pro Monat stellt «Trash Rock Archives», der Verein für österreichische Subkulturforschung, hier in Vergessenheit geratene Held\_innen der österreichischen Popgeschichte vor. Diesmal sind Al Bird Sputnik (Text) und Mario Lang (Foto) nach Währing gefahren, um die Musikerin Brigitte Rosée zu treffen. Heute leitet sie eine Künstler\_innenagentur; in den 1960er Jahren war sie Schlagzeugin und «Chefin» der ersten All-Girl-Band Österreichs.

**Z**u Gast bei einer Grande Dame: Gut gelaunt empfängt uns Brigitte Rosée in ihrer Altbauwohnung im 18. Wiener Gemeindebezirk. Das Wohnzimmer, in dem wir das Interview führen, ist hell und glamourös. Wir trinken Kaffee an der Hausbar, wo uns Grace Kelly, Humphrey Bogart und etliche weitere Film-Persönlichkeiten der 1940er-Jahre auf gerahmten Autogrammkarten und Pressefotos begegnen.

Als Rosée mit ihrem Unternehmen «Music- & Showservice Brigitte Rosée» im Jahr 1973 an den Start ging, war sie im deutschsprachigen Raum die erste Frau im Business, eine Wegbereiterin in einer verrufenen Männerdomäne. «Blöde Sprüche von der Konkurrenz gab es natürlich immer», erinnert sie sich, «aber da muss man durch.» Anfangs arbeitete sie mit kommerziellen Tanzbands, die mit allen Wassern gewaschen und unermüdlich Bühnen-Shows mit einschlägigem Song-Repertoire bestreiten konnten. In den erfolgreichsten Jahren betreute ihr Unternehmen rund vierzig Live-Acts pro Monat; insbesondere zur Wintersaison ging es rund. Mit den späten 1970ern gelangten unter dem Eindruck der weltweit grassierenden Discowelle erstmals Diskjockeys in das Programm der Agentur. Die kommerzielle Showbranche erlebte in jenen Jahren einen schleichenden Paradigmenwechsel, als den kostspieligen Tanzbands durch patente Alleinunterhalter allmählich

das Wasser abgegraben wurde. Das Ende einer Ära, wie sich Brigitte Rosée vergegenwärtigt. «Meine DJs sind damals mit riesigen Koffern angereist. Kofferweise Schallplatten mit allen gängigen Schlagnern der Hitparade. Das war dann rasch unser Hauptgeschäft.» Die Schallplatten sind mittlerweile dem Laptop gewichen.

## Alles Mädels!

Ihren Einstieg ins Showbusiness fand Brigitte Rosée schon in den frühen 1960er-Jahren: «Musik hat mich ja schon immer interessiert. Und nach der Handelsakademie nur im Büro zu sitzen, war mir zu langweilig. Ich hätte mit zwanzig heiraten sollen, worauf ich aber keine Lust hatte. Ich wollte lieber was anderes machen, und wurde ist die Idee geboren, eine Live-Band zu gründen.» Die zeitgenössische Unterhaltungsmusik war von hoher Professionalität und abgebrühten Tanzcombos gekennzeichnet, die sich stark nach profitorientierten

**Wir waren dauernd auf Tour und sind Sportwagen gefahren – was will man in dem Alter mehr?**



Prinzipien richteten. Die österreichischen Schlagerstars jener Tage waren immerhin Kaliber wie Peter Alexander, Lolita, die Honey Twins, Freddy Quinn oder Udo Jürgens und raffinierte Vermarktungsstrategien wettbewerbsentscheidend: «Um aus der Masse herauszuragen, dachte ich mir: «Alles Mädels wäre nicht schlecht». Denn alles andere gab's ja eh!» Über Zeitungsannoncen unternahm Rosée schließlich den Versuch, junge Musikerinnen zu rekrutieren. Mit Erfolg. «Wir waren anfangs zu sechst: Gesang, Gitarre, Bass, Orgel, Trompete und Schlagzeug. Ich habe einfach das Instrument gelernt, das uns am Ende noch zu einer Live-Band gefehlt hat. Das war Schlagzeug.» Die Geburtsstunde der Rosée Sisters war gleichzeitig die Blaupause für Brigitte Rosées spätere Karriere. Sie führte die Gruppe wie ein kleines Unternehmen, orchestrierte das mediale Image und bestand auf Verlässlichkeit ihrer Musikerinnen-Kolleginnen und regelmäßigen Proben. «Den Ehrgeiz, mit einer Boy-Band mitzuhalten, hatte ich immer. Es hätte ja sonst keinen Sinn gemacht. Denn vor uns und nach uns haben ja immer andere Leute gespielt, und da wäre ein qualitativer Abfall einfach nicht akzeptabel gewesen.»

## Sportwagenfahrende Profimusikerinnen

Bereits die frühesten Live-Auftritte der Rosée Sisters wurden vom österreichischen Feuilleton mit



effekthascherischen Schlagzeilen bedacht, die in steter Bezugnahme auf das Geschlecht der Musikerinnen das Spektakel als sensationell oder skurril subsumierten. Der Novelty-Faktor war seitens der Bandleaderin aber durchaus kalkuliert. Musikerinnen als exotische Wesen: ein kommerzieller Volltreffer. So textete etwa die «Kärntner Tageszeitung» in ihrer paternalistischen Unbeholfenheit: «Ihre Musik ist ebenso erregend wie die Ausschnitte ihrer eleganten Kleidchen. Wenn sie jeweils dreißig Minuten lang Schlager um Schlager in eigenem Arrangement loslassen und dazu noch singen, dann ist dies eine Wucht, die selbst den besinnlichsten Urlauber älteren Jahrgangs vom Sitz reißt.»

Auch im Ausland stieß die «Damenkapelle aus Wien» (Originalzitat: «Bild»-Zeitung) auf beachtliche Resonanz, was sich rasch in ausgebuchten Terminplänen und einem luxuriösen Lebenswandel der Musikerinnen niederschlug. «Wir wurden ständig angefragt und konnten uns die

bestbezahlten Engagements aussuchen. Es war ein aufregendes Leben. Wir waren als Profimusikerinnen dauernd auf Tour, haben gute Kohle gemacht und jede von uns hat einen Sportwagen gefahren. Was will man in dem Alter mehr?»

Im Jahr 1966 schaffte die Band schließlich noch etwas, wovon Teenager\_innen in ganz Österreich eigentlich nur träumen konnten: Der deutsche Marktführer Polydor ließ die 7"-Single «Du bist wunderbar / Du schenkst mir Rosen» mit den Rosée Sisters produzieren. Gleichzeitig blieb es den Musikerinnen aber verwehrt, die Instrumentalspuren der beiden Songs selbst einzuspielen, obwohl sie dazu zweifelsfrei imstande gewesen wären. Dem kommerziellen Majorlabel erschien es aber doch zu riskant, kostbare Studiozeit in junge Instrumentalistinnen zu investieren: eine bedauernde Fehleinschätzung! Die beiden Nummern wurden letztlich von einem Tanzorchester aufgenommen, während die Band auf dem Plattencover kurioserweise mit ihren Instrumenten abgebildet wurde. Dies sollte die einzige Veröffentlichung der Rosée Sisters bleiben.

In jenen Tagen perfektionierte die Band eine tanzbare Mischung aus Doo

Wop, Beat und Schlager und erstellte ein Repertoire von rund zweieinhalb Stunden. «Wir haben allmählich einen eigenen Stil entwickelt, mit einem eigenen Korrepetitor gearbeitet und einen vierstimmigen Gesangstil entwickelt, so wie ihn etwa die McGuire Sisters oder die Clark Sisters hatten. Dazwischen gab es Moderationen und Showeinlagen, die wir vorher einstudiert haben. Es war sehr wichtig, auch Stimmung zu machen.» Nach weiteren Jahren auf Tour und umjubelten Engagements in München, Berlin, Köln, Zürich, Bern, Basel und Amsterdam legte die erste All-Girl-Band Österreichs im Jahr 1971 ihre Tätigkeit schließlich nieder. Das Vermächtnis der Rosée Sisters war indes wichtige Pionierarbeit für heimische Musikerinnen kommender Generationen. Pionierarbeit, die im zeitgenössischen Pop-Diskurs allzu oft übersehen wird. Doch wie Brigitte Rosée mit aller Leichtigkeit zum Abschluss unseres Interviews sagt: «Ich habe jede Minute gelebt und nichts bereut. Das war sensationell. Und ich würd's jeden Tag wieder machen.»

Im Augustin Nr. 408 stellen wir Ihnen den «Elvis von Wien», Robert Benett, vor.

«Blöde Sprüche von der Konkurrenz» haben Brigitte Rosée noch nie gebremst. Heute leitet die Schlagzeugin der Rosée Sisters (li.) ihre eigene Agentur



www.musikrosee.at  
www.trashrockarchives.com

AL BIRD SPUTNIK ist freier Autor, DJ und Betreiber des Kulturvereins Trash Rock Archives zur Erforschung österreichischer Pop-Geschichte («Schnitzelbeat»).

Isabella Feimer lotet in ihrem neuen Roman menschliche Untiefen aus

## Die Zweifel sind immer da

Isabella Feimer erzählt in ihren Texten von unheimlichen und zugleich sehr wirklichen Ereignissen. Ihr neuer Roman «Trophäen» verdankt sich der zufälligen Entdeckung eines abgründigen Schauplatzes. Darüber spricht sie mit Helmut Neundlinger (Text) und Lisbeth Kovačič (Foto).



Zweifel sorgen für Bodenhaftung: Isabella Feimer hat ihren dritten Roman vollendet

«A» Is ich eine Freundin im fünften Bezirk besuchen wollte, bin ich zufällig an der Auslage eines Tierpräparatoren-Geschäfts vorbeigekommen», erzählt Isabella Feimer. Mit diesem Gewerbe hatte die 1976 in Schwachat geborene und in Wien lebende Autorin bislang nichts am Hut. «Von außen sah alles wirklich sehr verhangen und düster aus, und ich habe mich gar nicht reingetraut.» Das Bild blieb in Feimers Kopf hängen und entwickelte sich zur Möglichkeit einer Geschichte rund um einen Tierpräparator und eine Frau, «die das Leben konservieren will», wie Feimer es formuliert. Der Plot war schnell geschrieben: Fünfzig Seiten hatte das ursprüngliche Manuskript, in dem quasi alles schon vorhanden war, nur eines nicht: «Nach dem Durchlesen habe ich es mit einem weinenden Auge verworfen, weil ich den Ton für die Geschichte noch nicht gefunden hatte.»

### Die Sprache ist eine eigenständige Figur

Die Sprache des Romans entwickelte sich erst im zweiten Anlauf, dafür aber umso wuchtiger und überzeugender. «Mir ist erst im Laufe meiner Schreibversuche bewusst geworden, dass ich die Sprache quasi wie eine eigenständige Figur behandeln muss», erzählt Feimer. Und so wird auch in «Trophäen» – wie schon in ihren beiden Romanen «Der afghanische Koch» (2013) und «Zeit etwas Sonderbares» (2014) – nicht aus der allwissenden Vogelperspektive erzählt, sondern «aus den Figuren heraus», wie Feimer selbst ihr Verfahren nennt. In «Trophäen» entwickelt sie dieses Prinzip zu einem feingliedrigen Gewebe an Szenen und Atmosphären, die ständig zwischen (Alp-) Traum und Erwachen dahingleiten. Die

kammerspielhaft klaustrophobe Welt des Präparatoren-Geschäfts wird zum Erlebnis- und Gedächtnistheater der weiblichen Protagonistin. Aus dem «leisen Schrei im Erwachen», mit dem der Text unvermittelt einsetzt, entspinnt sich ein literarischer Thriller, der in seiner vielschichtigen Dringlichkeit zuweilen an einen film noir erinnert.

### Vom Abhandenkommen der anderen

«Trophäen» ist die Geschichte einer Selbstaufklärung, die in der Figur des Präparators als ambivalentem «wounded healer» ein rätselhaftes Pendant erhält. «Ich wollte von Anfang an keine Stereotype à la verletztes Mädchen und dunkler Prinz», erklärt Feimer. «Beide haben Wunden und wechseln sich im Status ab. Am Anfang ist er der coole Typ, und sie lässt alles mit sich machen, und dann kippt es aber irgendwann. Sie beginnt ihn zu benutzen, was er nicht tut. Er ist eigentlich keine dunkle Figur, sie projiziert ja nur die Dunkelheit in ihn hinein.»

Die wirklich dunklen Geheimnisse, die die Handlung vorantreiben, liegen in beider Vergangenheit: Im Fall der weiblichen Protagonistin ist es die Geschichte ihrer Freundin Henriette, die in Kindheitstagen vor ihren Augen abstürzt und stirbt. Dieser Sturz wurde offenbar ausgelöst durch die dominante und eifersüchtige ältere Schwester der Hauptfigur, die nach wie vor wie ein böser Geist in ihrem gegenwärtigen Leben herumspukt. Der Präparator wiederum trauert um einen Sohn, der ihm abhanden gekommen ist. Die Auseinandersetzung mit den Verlusten vollzieht sich im Text über ein Spiel mit den Grenzen zwischen Zuneigung und Abhängigkeit, Sich-Öffnen und Kontrollverlust. Im Ausloten der

Untiefen ereignet sich der Prozess des «Mensch-Werdens», wie Feimer es nennt. Die Formulierung deutet das gleichsam politische Programm der Autorin an, die darauf hinweist, dass es ihr in der Aneignung des Thriller-Genres mitnichten um ein bloß ästhetisches Spiel gegangen sei: «Für mich hat jeder Text mit Gesellschaft zu tun, auch wenn es bei diesem vielleicht nicht sofort zu sehen ist. Aber im Grunde geht es um Vereinsamung, Verwahrlosung und den Rückzug aus der Gesellschaft. Solche Dinge zu thematisieren, ist eine der Aufgaben von Kunst. Eine andere ist es, Schönheit in die Welt zu bringen, aber auch das ist genau genommen ein sozialer Auftrag.»

Die Arbeit an «Trophäen» bezeichnet Feimer als einen Bruch in mehrfacher Hinsicht, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass dies der bislang fiktivste ihrer Texte ist. Während in «Zeit etwas Sonderbares» die Geschichte ihrer eigenen Großtante im Mittelpunkt stand, entfaltete sie in «Der afghanische Koch» ein auf gründlicher Recherche beruhendes Panorama der Flucht aus einem Kriegs- und Krisengebiet samt komplexem Willkommensdilemma. Beide Bücher betrachtet sie im Nachhinein als Akte des stilistischen Freischreibens, aus dem «das Wissen um die Fähigkeit, etwas zu gestalten» erwachsen ist. Was aus der Zeit der literarischen Anfänge geblieben ist, ist der Kampf gegen die Selbstzufriedenheit: «Oft sitze ich auch da und denk mir, das ist der größte Blödsinn, der da aus mir rauskommt. Der Zweifel ist immer da, und ich will ihn auch nicht verlieren, sonst fehlt der Ausgleich und die Bodenhaftung. Dann ist es bloß Schreiben um des Schreibens willen.»

Die Schönheit in die Welt zu bringen ist genau genommen auch ein sozialer Auftrag



Nikolaj Efendi singt melancholische Lieder, das Publikum dankt's

## Die Rotweinverschönerung

Nikolaj Efendi, bekannt als Sänger der Balkan-Punkband «Roy De Roy», hat vor kurzem das Solo-Album «The Red Wine Conspiracy» veröffentlicht. Die persönlich gefärbten Lieder des kärntner-slowenischen Musikers plus der spröde Charme einer Low-Budget-Produktion ergeben zusammen ein perfektes Album, wie geschaffen für trübe Wintermonate. Robert Fischer spricht mit dem Künstler über sein Solo-Werk.

Nikolaj, wie kam es zu deinem Solo-Album?

Eigentlich hatte ich nicht geplant, diese Songs je zu veröffentlichen. Geschrieben habe ich die Lieder in einer Zeit, in der es mir nicht so gut gegangen ist, und war dabei textlich sehr ehrlich mit mir selbst. Dann haben mir aber viele Leute Mut in puncto Veröffentlichung zugesprochen, ich habe das Material aufgenommen und wollte dann auch die Texte nicht mehr abändern. Ich merke mir Texte sowieso schon schwer (lacht).

Die ersten Solo-Konzerte hast du schon hinter dir. Wie waren die Reaktionen?

Generell sehr positiv. Aber es gibt ein paar Nummern, wo ich mich für die ehrlichen Texte richtig schäme, und deswegen bin ich da bei den ersten Konzerten teilweise mit hochrotem Kopf auf der Bühne gestanden. Das waren aber interessanterweise die Lieder, die live am besten angekommen sind. Das finde ich voll schön, zu sehen, dass Ehrlichkeit sich lohnt und das Publikum diese Songs mag.

Mit welchen Musikern hast du das Album aufgenommen?

Die meisten stammen aus dem «Roy De Roy»-Umfeld, aber dann ist der Bassist kurzfristig ausgefallen, und ich habe den New Yorker Klezmer-Basisten Benji Fox-Rosen, den ich eigentlich nur über sieben Ecke kenne, der aber gerade zufällig in Wien war, gefragt, ob er beim Projekt mitmachen will. Er hat dann wirklich zugesagt! Es sind überhaupt während der Aufnahmen einige spontane Dinge passiert, die mir sehr getaucht haben.

Wo habt ihr da aufgenommen?

Das war in einer Privatwohnung, um die Ecke von meinem Lieblingscafé «Gagarin» im 9. Bezirk. Es gab zwei

große Räume, in einem stand der Flügel, im anderen war die Band. Im Gang dazwischen haben wir auf engstem Raum das Mischpult aufgebaut. Und da haben wir das Album fast komplett live eingespielt. Das ist halt voll nett, weil man bei manchen Takes dann zum Beispiel den Boden knarren hört; oder einmal hat das Klavier so laut gespielt, dass ein Buch aus dem Regal gefallen ist. Aber wir haben diese Sachen dann später auch nicht rausgeschnitten. Das sind einfach nette Details – sowas taugt mir sehr!

Zu den zwei Songs aus dem neuen Album gibt's auch sehr schöne Videos. Wie sind die entstanden?

«Once Brothers», das ist so quasi die Single, habe ich gemeinsam mit dem jungen Filmemacher Marko Weiss und meiner Cousine Mira Stadler, die am Reinhard-Seminar Regie studiert, an einem Nachmittag im Winter im Prater aufgenommen. Ich mag den Prater im Winter, wenn er nicht so voll ist. Da

gibt es so eine besondere Stimmung, so eine Tristesse, das gefällt mir sehr. Das zweite Video zu «A Dead Bee» ist ganz zufällig entstanden. Ich fand auf «YouTube» Aufnahmen von Tschernobyl aus einer BBC-Doku, habe dann recherchiert, wer der Regisseur ist und ihn kontaktiert. Er meinte, ich kann die Aufnahmen gerne verwenden, und auch die BBC hatte nichts dagegen. Ich habe dann einfach meinen Song über die Bilder gelegt, ungeschnitten, und das hat sofort perfekt gepasst. Ein glücklicher Zufall!

Was war die Inspiration für «A Dead Bee»?

Das ist ein Song über meinen Großvater. Wir waren sehr eng, und er hat mich auf vielen Ebenen sehr beeinflusst, auch in Bezug auf meine Texte. Mein Großvater hat z. B. meine Melancholie, die ich immer schon hatte, als etwas Positives gesehen. Er hat das verstanden und gesagt: Nikolaj, du bist Slawe. Und ein Slawe ist nur dann glücklich, wenn er ein wenig traurig ist! Nebenbei war er auch Imker und hat mich mein Leben lang mit Honig versorgt. Nach seinem Tod hatte ich noch einen kleinen Vorrat an Honig, aber als ich dann das letzte Glas ausgelöffelt habe, wurde mir bewusst, jetzt ist es vorbei mit dem Honig vom Opa. Und dabei habe ich den Song über ihn geschrieben.

Wie bist du zur Musik gekommen?

Ich bin in Kärnten aufgewachsen. Als Kind einer slowenischen Familie war das eine harte Zeit, und mir ist schnell klargeworden, dass der Umgang mit der slowenischen Minderheit ein großes Politikum ist. Wir wurden aufgrund unserer Herkunft regelmäßig beschimpft und angefeindet. Irgendwann habe ich dann mit meinen Freunden beschlossen, dass wir uns da auch sprachlich mehr wehren müssen. Ich war dann viel in der Anarcho-Szene unterwegs, wo wir dilettantische Bands gegründet haben, bei denen ich als Sänger agierte. Durch meine Erfahrungen wurde ich sehr früh politisiert, bin dann auch oft zu Demos gegangen. Durch Musik habe ich einen Ausdruck gefunden, mit der Situation besser umzugehen bzw. meinen Protest zu artikulieren. Als ich später nach Wien übersiedelte, habe ich mit einem Freund gemeinsam «Roy De Roy» gegründet.



www.nikolajefendi.com  
www.royderoy.com

Mut zur Melancholie: Nikolaj Efendi von «Roy de Roy» traut sich neuerdings allein auf die Bühne



Musikarbeiter unterwegs ... bei einem letzten Wiener Konzert

## Viel mehr als ein Ton

Mit letzten Konzerten in Prag, Wien und Linz beendete die Band Valina nach 20 Jahren ihre Arbeit. Eine auffordernde Würdigung.

Mit Abschiedskonzerten kenne ich mich aus. Eine der Bands, in denen ich gesungen habe, hat so viele davon gespielt, dass beim letzten, beim tatsächlichen, kaum jemand mehr den «Abschiedsaspekt» ernstnahm. Tough shit! Valina, ein Trio aus Linz, ab den 90er Jahren demselben subkulturellen Zusammenhang entwachsen wie «meine» Band, hat dies ein wenig anders umgesetzt. Konsequenz, gescheit, inspiriert und inspirierend. Ein klares, unsentimentales und gerade deswegen anrührendes Statement auf der Homepage der Band. Ich denke an die musikalisch gänzlich anders gearteten Bratsch (zweifelsohne ebenfalls eine Band mit Haltung), die zur Auflösung vom Ende ihres «schönen Abenteuers» sprachen.

Ein letzter Tonträger, «In Position», mit 6 Stücken ist erschienen – Opener «500 Million Hooligans» läuft gerade, auf das dritte Stück «Kremsmonster, Minnesota» freu' ich mich wegen dem Titel schon sehr. Wieder auf Trost veröffentlicht, wie alle Valina-Alben (insgesamt 4, dazu bilden 2 EPs und eine 7" die Diskographie) seit dem Debüt «Into Arsenal Of Codes» im Jahr 2000. Aufgenommen wieder von Steve Albini in Chicago. Wie ihr «Tonplumber» Albini hatten Valina ein ganz eigenes Arbeitsethos. Eines, dem eitles «Gedöns» fremd ist. Eines, dem wichtig ist, die Musik, die Kunst sprechen zu lassen, die Essenz des eigenen Tuns wirken zu lassen. Nicht das Marketing, die Bedeutungsbehauptung oder die vereinnahmende/opportunistische Allianz mit welchen Medien oder Lifestyle-Produkten auch immer. Diese Band gehörte sich immer selbst und organisierte ihre Konzerte, 700 davon, weltweit, so weit wie möglich ohne Anstreifen an den herkömmlichen Agenturlogiken des Musikmarkts. It's about the music, not the business. Kommunikation auf Augenhöhe, nicht Geld- und Imagetransfers. Reisen, um zu reisen, zu sehen, zu hören, gesehen und gehört zu werden. Nicht um die eigene Musik als Ware, als Marke zu verbreiten. Eine Band, die auf ihren Tourneen oft auch gut gegessen hat. Bestimmt



Foto: Mario Lang

nicht, weil sie einen ausgeklügelten Catering-Rider oder einen durchsetzungsfähigen Roadmanager hatte.

### Through an Arsenal Of Nightlife Codes

Mit Lichtarbeiter Lang komme ich am 21. Jänner im Chelsea an, als Valina schon auf der Bühne stehen. Die zwei U-Bahn-Bögen der Konzertabteilung des Gürtellokals beherbergen schon ganz viele Menschen. Wenig später schreibt Konstantin von Trost/Substance, der mit Kollegen Gepi wie bei vielen, vielen Valina-Konzerten den Eintritt betreut, «sold out» an den Eingang. Anatol Bogendorfer (Gitarre, Stimme), Florian «Husbert» Huber (Bass, Stimme) und Schlagzeuger Anselm Fischer, der 2005 den Ur-Drummer Claus Harringer ersetzte, spielen «Opium Days», Opener des 2014 erschienenen Albums «Container». Beim wunderbaren, von mir mit Gedanken an den Schriftsteller Helmut Krausser («Melodien») «Eunuchenchor» getauften Part singt Phil Sicko, langjähriger Livemischer der Band, vom Mischpult aus mit. Wenig später mischt Saxophonist Werner Zangerle, seit «Epode» (2005) immer wieder mit Valina auf der Bühne und im Studio, den dynamischen Sound der Band zusätzlich auf. Aufregung, Babies, yeah, große Aufregung, yeah, yeah! Wie der Sound, die Band, wirkt auch das Publikum vertraut, Menschen, die ihre Musik ein bisschen energetischer und fordernder mögen, die Energie, die Stimmung sind alles andere als wehmütig. Wir sind da,

In Live-Position:  
Valina



Valina: «In Position»  
(Trost)  
www.valina.at

die Musik ist da – die Musik wird dabeiben. Lichtarbeiter Lang, unerschrocken, bringt sich und seinen Abbildungsapparat bis vor die Bühne, mir selbst fehlt die Energie, noch einmal voll einzutauchen in diese Musik, in diese Band. Auch am Rand kriege ich genug Schönes mit. Ich höre die Tage danach viel Valina, meine Lieblingsstücke wie «Ship To Escape» (von «Vagabond», 2002), «Mehrklang» (von «a tempo! a tempo!», 2008) und überhaupt die ganze Musik. Diese dichtgewobene Wort- und Klangwelt, weit herausgewachsen aus Punk und Hardcore, abstrakt und gleichzeitig ganz konkret, Rock ohne Rockismus und Machismo, ganz konkret, eine offen intellektuelle Musik, die dabei so offen sinnlich ist, dass ich, alleine in der Wohnung, nur körperlich reagieren kann. Meine innere Luftband lebt! Schon möchte ich das Fenster öffnen und lautstark die endgültige Niederlage der Blödheit und Unmenschlichkeit proklamieren. «I hear more than one tone, still I feel not alone.» Zwei Tage später beenden Valina ihr Abenteuer Band in Linz, mit einem Konzert in der Stadtwerkstatt und Party danach in der Kapu, «da kommen wir her, da wollen wir hin» kann jenseits von Chauvismus und Identitätsverzweiflung etwas bedeuten. Mein Bruder legt bei der Party auf, erzählt, dass er das bis 7 Uhr morgens getan hat. I need more than one tone! Danke, Anatol, danke, Anselm, danke, Claus, danke, Husbert, danke, Phil, danke, Werner, danke. Valina!

Rainer Krispel



«Über den Durchgang einiger Personen durch eine relativ kurze Zeiteinheit» ist der eingängige Titel dieses Werkstücks von Guy Debord, im Bild rechts neben Colette Gaillard

## magazin



FILMSTILL: GUY DEBORD 1959 / FILMMUSEUM

Ein schmales Œuvre mit großer Wucht: Guy-Debord-Werkschau im Filmmuseum

### Der Brechreiz zur «Zeit im Bild»

«Die Revolution ist aufs Neue zu erfinden, das ist alles!», lautete der Leitspruch der «Situationalistischen Internationale» (SI), die mit künstlerisch-experimentellen Mitteln, insbesondere mit Elementen der Werbung, auf den Plan getreten ist, den aufblühenden Nachkriegskapitalismus aus den Angeln des Alltags zu heben. Die SI wurde 1957 von einem gewissen Guy Debord mitgegründet und agierte, besser noch agitierte bis zur Selbstauflösung 1972. Debord sah sich als Filmemacher, ein ziemlich goscherter noch dazu, der nicht davor zurückschreckte, sich auch mit den avancierten (und kritischen) Vertreter\_innen der Nouvelle Vague, allen voran Jean-Luc Godard, anzulegen, denn sie würden, so der Vorwurf, aus freien Stücken beim kapitalistischen Spektakel mitspielen. – Doch das Spektakel schlägt bekanntlich immer zurück: Guy Debord, der 1994 von einer schweren Krankheit gezeichnet den Freitod wählte, wurde posthum, zumindest in Frankreich, zum Star.

Das österreichische Filmmuseum zeigt bis zum 11. Februar Debords Gesamtwerk, ein schmales Œuvre mit je drei Kurz- und Langfilmen und einem Fernsehfilm. Die Arbeiten des Aushängeschildes der SI

gelten als irritierend und fordernd, so verwendete Debord beispielsweise für «Hurlements en faveur de Sade (Geheul für de Sade)» nur Schwarz- und Blankfilm und legte fünf Stimmen darüber, und das im Jahr 1952. – Das Publikum sorgte für einen Abbruch der Uraufführung.

Alexander Horwath, Direktor des Filmmuseums, gab anlässlich dieser Retrospektive auf FM4 preis: «Nach ein paar Wochen der Beschäftigung mit Debords Filmen und Schriften war es für mich nicht mehr möglich, Nachrichtensendungen wie «Zeit im Bild» oder die «Tagesschau» im ARD zu schauen, ohne dabei zu kotzen – im buchstäblichen Sinne: Man speibt sich an, wenn man unser jetziges, normales, alltägliches, scheinbar vollkommen unschuldiges, unproblematisches Montieren von Bildern und Tönen und Sätzen und Blabla [...] sieht. Man speibt sich an, weil man merkt, schon vor 50, 55 Jahren hat jemand [...] ganz genau benannt, was hier abläuft. Heute ist das eine Normalität, die in einem Ausmaß zementiert ist, die sich Debord wahrscheinlich überhaupt nicht vorstellen hätte können. Da gruselt's einem und rinnt's einem kalt über den Rücken!»

reisch

## VOLLE KONZENTRATION

Das neue Jahr hat sich kaum die Augen gerieben, da beginnt schon die Filmfestivalsaison. Zwei Empfehlungen für den zu Ende gehenden Winter geben wir gerne ab:

### Fitte Frauen

Ende Februar bis Anfang März finden die dreizehnten FrauenFilmTage statt. Neben einer Personale der Kamerafrau Eva Testor gibt es wie gewohnt ein internationales Filmprogramm, dessen kleinsten gemeinsamen Nenner die Handlungsspielräume von Frauen und Mädchen sind. In ihrem Spielfilm «Kaum öffne ich die Augen» (25. 2.) porträtiert Leyla Bouzid eine junge Bandleaderin in Tunis kurz vor dem Arabischen Frühling; ein anderes Feature-Porträt zeigt die titelgebende «Ayanda» (28. 2.) in

Johannesburg, die mit einundzwanzig die Autowerkstatt ihres Vaters übernimmt – und entsprechend zu kämpfen hat. Und nachdem mit Anfang dieses Jahres das Adoptionsverbot für schwule und lesbische Paare in Österreich zur Gänze gefallen ist, ist der Dokumentarfilm «Gayby Baby» (1. 3.) von besonderer Aktualität: Die australische Regisseurin Maya Newell befragt und begleitet über vier Jahre Kinder von homosexuellen Eltern, um zu erfahren, wie es sich anfühlt, so eine Normalität zu leben.

FrauenFilmTage, 25. 2.–5. 3.  
www.frauenfilmtage.at

### Düsterer Westen

Widerspricht das Prinzip Western

dem des Film Noir? Frank Stern und Klaus Davidowicz sagen Nein. In den Produktionsstätten der Warner Brothers und der RKO Pictures stierlend, fördern sie ein Genre zutage, das sie «Noir Western» nennen und dem sie eine dreitägige Retrospektive widmen: Der eher bindingslose als ungebundene Lonesome Cowboy zieht ohne Sterne auf den Stiefeln durch trostlose Landschaften, eine tiefe seelische Müdigkeit als Basis aller Entscheidungen und, wenig überraschend, Gewalt als einzige Option, Konflikte zu lösen. Die Vorschau verspricht Pessimismus, Gier und Selbstsucht als tragende Eigenschaften der Protagonist\_innen. Winterkino für psychisch Stabile!

Noir Western, 29.–31. 1.  
Metrokino, Johannesgasse 4, 1010 Wien

### Die Göttin in der Zwangspsychiatrie

Eines Tages kommen Männer und Frauen den Hang hinauf zu ihrem kleinen Haus und nehmen sie alle mit: Die Tante verschwindet (in der Zwangspsychiatrie, wird Dora später herausfinden), der Bruder wird im «Betreuungsheim» mit Medikamenten ruhiggestellt, und Dora selbst muss ins Internat. Dabei war die Kindheit bei der Tante schön gewesen – so schön ein Leben halt sein kann, wenn die Mutter eines Tages ermordet am Küchenboden liegt.

Dora wächst in den Weißen Karpaten auf, im mährischen Žitková, dort wo Tschechien die Slowakei berührt, dort wo noch bohyně, Göttinnen, ihr Heilshandwerk ausüben, wo die Menschen mit ihren alltäglichen Sorgen (ungewollte Schwangerschaft, Kopfschmerzen, Liebeskummer) sich an sie wenden und die Staatsicherheit sie verfolgt. «Unser sozialistisches Vaterland» will vor der Bedrohung durch seltsame Frauen bewahrt sein.

Kateřina Tučková schreibt sich mit «Das Vermächtnis der Göttinnen» durch Dorftratsch, Ethnologie, Archivkunde, Träume, Zeitgeschichte und den Alltag einer Frau, die zwischen der Normalität der bohyně und den Versprechen der Moderne ihr Auskommen sucht. Dora hat nichts gegen Heilkräuterwissen. Aber dass man Haarsträhnen vergräbt und daraufhin geheiligt wird oder dass man in letzter Sekunde den Hagel davon abhalten kann, die Ernte zu zerstören, daran glaubt sie nicht. Sie liebt ihre seltsame Tante, aber sie bricht auch mit ihr; wird Ethnologin und wagt sich erst mit einem wissenschaftlichen Anliegen im Rucksack in die Weißen Kaparten zurück, um noch einmal nachzuforschen: War Tante Surmena psychisch krank oder hatte das Regime Angst vor ihren «Kräften»? Liegt wirklich ein Fluch auf den Frauen ihrer Familie, sprich: auch auf ihr selbst? Und was war die «Hexenkartothek», die Heinrich Himmler im besetzten Protektorat Böhmen und Mähren in Auftrag gegeben hatte? Es sind die frühen 1990er-Jahre, als Dora ihre Recherche durch die gerade eröffneten Staatssicherheitsarchive beginnt. Indem sie nach der Wahrheit über ihre Tante Surmena sucht, rollt sie mehrere Jahrhunderte des Lebens und der strukturellen Verfolgung von Frauen in den Weißen Karpaten auf; eine selten erzählte Geschichte, die zurecht zu einem der erfolgreichsten neuen Romane Tschechiens geworden ist.

lib



Kateřina Tučková:  
Das Vermächtnis der  
Göttinnen. Eine  
merkwürdige Geschichte  
aus den Weißen Karpaten  
DVA 2015, 416 Seiten  
23,70 Euro



Radio Augustin lauscht dem Protestsongcontest

## Vom Februaraufstand zum Fight Rap Camp

Am 12. Februar steigt zum 13. Mal der Protestsongcontest (PSC) im Wiener Rabenhoftheater. Den Anstoß dazu gaben einst Rabenhof-Intendant Thomas Gratzler und sein Team, Roman Freigaßner und Gerald Stocker. Das Datum für diesen musikalischen Wettstreit ist historisch, gab es doch auf den Tag genau vor 72 Jahren den sogenannten Februaraufstand, bei dem die Sozialdemokrat\_innen (Republikanischer Schutzbund) gegen Christdemokrat\_innen (Heimwehr), Polizei und Bundesheer einen kurzen Bürgerkrieg führten.

An diese Ereignisse erinnerten die Lieder der PSC-Finalist\_innen bisher selten, meist geht es um gesellschaftspolitische Themen wie Globalisierung, Rassismus, Umwelt- und Tierschutz oder den Überwachungsstaat. Im Jahr 2015 hat

die Waldviertelband Rammelhof gewonnen, ihr Lied «Wladimir» hat nach dem Sieg in der Ukraine eine politische Aufladung erfahren und wurde dort mehrere hunderttausend Mal angeklickt. Morddrohungen gegen Rammelhof folgten.

Wie der Eurovisions-Songcontest schreibt auch der PSC seine eigenen Geschichten: pauT etwa hat 2010 mit dem Ohrwurm «Sepp hat gesagt wir müssen alles anzünden» gesiegt, schon 2009 war er mit der Band Westpol im Finale. Der Kabarettist Georg Bauernfeind kam 2005 mit seinem «Flugblatt-Gedicht» auf Rang 5 und beim x-ten Anlauf haben 2012 auch Rotzpipn («Hymne 2.0») endlich gewonnen. Die Teilnehmer\_innenlisten der vergangenen 12 Jahre spucken bekannte Namen wie Remasuri, Der Nino Aus Wien, Er ist tot, Jim und Christoph & Lollo aus. Die haben übrigens alle nicht gewonnen.

Oft sind die Beiträge ironisch, im Jahr 2014 hat aber das Fight Rap Camp gewonnen und dabei an die politische Konnotation der Veranstaltung erinnert. «In unserem Lied geht es um Abschiebung, um Gerechtigkeit, und es geht um Familien, wir sprechen von Diskriminierung und rappen zum Thema Rassismus», sagen Fight Rap Camp und singen im Siegersong «Schmelzende Zeilen»: «Wir brauchen nur unser Recht.» Ein stets aktuelles, starkes Statement.

Franz Indowa

**i** Sendetermin:  
Mo., 8. 2., 15–16 Uhr

Radio Augustin  
Mo. und Fr., 15–16 Uhr  
auf Orange 94,0  
im Wr. Kabel 92,7  
<http://o94.at/live>

[www.rabenhoftheater.com](http://www.rabenhoftheater.com)

### Aufg'legt



**LIME CRUSH/ALTE SAU**  
«Never/Becki hat ein Pferd» (Split 7" Vinyl)  
(Fettkakao)  
<http://lime-crush.tumblr.com>

Die Selbstermächtigungszentrale rund um das Label Fettkakao lässt wieder von sich hören. Auf den Bühnen dieser Welt ständig, auf haptischen Tatsachen seltener. Nach ihrem ersten Statement, einer drei Miniaturen umfassenden 7inch und einem Sampler-Beitrag für das befreundete Label Totally Wired Records gibt es wieder neues Futter. In allereigenster Manier präsentieren Lime Crush wieder ein Kurzformat, und diesmal wird die Zwei-Minuten-Grenze deutlich überschritten. «Never» ist ein herzhaftes Stück Schepper-Schrei-Punk, welches die Flöhe im Arsch rotzfrech aktiviert. Auf der Kehrseite dieser wie immer sehr kunstsinnig gestalteten kleinen Schallplatte bekommt die Hamburger-Wut-«Oma» Jens Rachut mit seiner aktuellen Formation Alte Sau eine Rille. «Becki hat ein Pferd», eine drängelnde Elektroorgel-Schlagzeug-Nummer mit einem textlich bösen Happy End. Mahlzeit. Wieder einmal eine Augen- und Ohrenweide im Kombipack aus dem Hause Fettkakao.



**IAN FISHER**  
«Nero» (CD, Vinyl)  
(Snowstar Records)  
<http://ianfisheronline.com>

Der Teilzeit-Wiener Ian Fisher war wieder in der Stadt. Ian Fisher, dessen Schlafstationen über die ganze Welt verteilt sind, hat ein neues Album, sein erstes offizielles unter eigenem Namen. Grund genug, um gleich wieder alle Zelte abzubauen und seine Musik über den Globus zu verteilen. Aufgewachsen auf einer Farm in Missouri war seine erste Station jenseits des Atlantiks Wien. In Wien hat er auch seine Zugführer-Kollegen vom «Nowhere Train» kennengelernt. Später stellte er seine Koffer in Berlin ab. Eine ortsunabhängige Konstante ist es, täglich einen Song zu schreiben. In Backstage-Räumen, auf fremden Sofas, irgendwo. Songs wie Freunde, die ihm Gesellschaft leisten. Seine «Amerikanismen» hat Fisher, wie er selbst sagt, größtenteils abgelegt, seine aktuelle Verbindung mit seiner alten Heimat ist die Musik: hemdsärmelige Country-Songs. Das ist nicht einfach Cowboy-Musik, das sind Songs, in denen man sich zuhause fühlt, wo auch immer.

lama

## Kinder an die Macht?

Kinder habt Acht  
Stillgestanden  
das Gewehr umgebunden

Kinder an die Macht?  
Kinder in fernem Land  
müssen dürfen sich melden  
zu schießen wie die Großen?  
oder gar sind die Großen schon erschossen?

Kinder an die Macht  
kommt Kinder gemma singen  
kommt ihr Kinder  
singen wir mit unsren Kindern  
spielen musizieren  
tanzen verstecken spielen  
die Phantasie ansprechen  
mit Gute Nacht Geschichten  
als in echt schießen  
sollen wollen müssen

lasst die Kleinen klein sein dürfen  
in der Küche mit dabei beim Teigumrühren  
Kekse backen Kuchen ins Rohr  
was kommt da Leckerer hervor?  
aus dem Backrohr?

aus kleinen Kindern werden größere  
bis sie dann einmal das Alter erreichen  
um auf eigenen Beinen zu stehen  
ja sag du mir,  
das ist bei allen  
verschieden  
wer blickt schneller durch  
wie's Leben gehen kann net muss.

K. Traisen

**Kunst für Kobanê**  
Benefizgala für den Wiederaufbau

mit Musik von Stefan Tanzer & Wonseon Huh, Özlem Bulut & Hakan Gürses, Johanna Arrouas, Andy Baum & Tsatsiki Connection, Roya Band, Imbrassive, Mahan Mirarab & Golnar Shahyar

Künstlerische Beiträge von Mehmet Emir, Natalie Ananda Assmann, Stojan Vavti, Ibrahim Amir  
Ausstellung Osso, Rahman Hawy  
Moderation Ani Gülgün-Mayr

**18.2. 2016 19.30 Uhr Theater Akzent**

Karten erhältlich im Theater Akzent  
01/501 65-3306



# Glückliches Ersticken

Von *Maziar Sadri*

**W**ir haben eine Bombendrohung. Ihr müsst den Pavillon evakuieren, haltet es aus dem Einsatzhandy. Sie soll in fünf- und vierzig Minuten hochgehen. Ali glaubte sich verhöhnt zu haben. In ihm echote das Wort «Bombenalarm», und er dachte an die Zeit am Flughafen, wo unbeaufsichtigte Koffer dem Bodenpersonal eine willkommene Pause lieferten. Er kannte die Prozedur. Bald würden Spürhunde und schwarz gepolsterte Männer mit bruchfesten Schilden auftauchen. Doch hier verhielt sich die Sachlage anders.

Es war der dreiundzwanzigste September. Der Herbstbeginn und der Geburtstag seines Vaters fielen zusammen. Die Blumen begannen zu welken und die Bäume rosteten. Die Wolken am Himmel ergrauten schneller und die Lungen der Winde füllten sich mit mehr Luft, die über die Strähnen Fußball spielender Buben und Männer

## Menschen steckten für unbestimmte Zeit fest



blies. Alle Aufmerksamkeit war auf einen rauchenden Mann gerichtet, der den Ball mit den Füßen akrobatisch auf und ab gabelte. Das Grinsen wollte nicht mehr aus seinem Gesicht weichen. Ein Planet, mit dem er jonglierte, lag vor seinen Füßen. Ein kleines Publikum feuerte den Mann an, dessen kosmische Freude seine Zahnlücken überstrahlte.

Ali rauchte aus. Das Gespräch war beendet. Er stand neben einer riesigen Müllmulde, die mit schwarzen Müllsäcken am Überlaufen war. Zum Teil waren die Säcke aufgerissen und ihr Inhalt quoll hinaus. Windeln, Nahrungsreste, Stofftiere, Kleiderfetzen und undefinierbares verströmten einen ganz eigenen Geruch. Ali konnte sich an diesen Geruch nicht gewöhnen.

Manchmal reckte es ihn. Dann hielt er sich die Hand vor den Mund und gab vor zu husten. Eine salzig-süße und beißende Pestilenz ergriff vom gesamten Pavillon Besitz, vergleichbar mit hochkonzentriertem Tomatenmark. Er drehte sich eine Zigarette und rauchte sie vor dem Gebäude, wobei der Qualm durch die Nasenlöcher seinen Körper verließ. Die Flüchtlinge vor der Notunterkunft taten es ihm gleich. Ali blickte in die traurigen Gesichter der Menschen, die ihn umgaben und erinnerte sich an einen alten Saufkumpanen, der das zehnte Bier ebenso zülig wie das erste leerte und dabei sagte: So viele Biere habe ich schon geleert! Was wäre das Motto der Notleidenden, wüssten sie von der Drohung? Vielleicht folgendermaßen: So viele Bomben sind über mein Haupt geflogen!

Jedenfalls waren Nudeln und alles, was mit Tomatenkonzentrat zu tun hatte, von der Speisekarte gestrichen. Und jetzt sollte Ali eine Notunterkunft mit fünfhundert Flüchtlingen räumen. War das Ganze wieder Vorwand und Ausdruck einer ohnmächtigen Regierung? Bisweilen gewann man den Eindruck, einem staatlich angeordneten Monopolspiel anzugehören. Menschenmonopoly!

Die Schutzsuchenden wurden zu unvorhersehbaren Zeiten mit und ohne Ankündigung in großen Reisebussen gebracht, nachdem sie Wochen und Monate umhergeirrt waren. Sie stanken, waren unterernährt, litten an Atemwegserkrankungen und Darminfektionen. Ihre Füße und Genitalien waren von den vielen Märschen wund gelaufen und aufgescheuert. Am schlimmsten war das Leid der Schwangeren, der Kinder und Alten, da sie am Ende ihrer Kräfte waren. Ihr Klagen verfolgte Ali in seinen Träumen. In den Räumlichkeiten des Pavillons standen Feldbetten und Einwegdecken. Die Flüchtlinge blieben ein oder zwei Tage. Helfer gaben Essen in einem zur Küche umfunktionierten Krankenzimmer. In den Gängen und Zimmern wurden Müllsäcke befestigt, die mit Bergen von Schmutzwäsche und anderem Unrat befüllt worden waren. Die sanitären Anlagen waren im Dauerbetrieb und nur verstopfte Siphons und Bewohner, die europäische Hygienestandards fehlinterpretierten, brachten diese kurzfristig zum Schweigen. Die

Bevölkerung spendete viel an Bekleidung. Brauchbares und Unbrauchbares liefen im Kleiderraum über. Die Krätze breitete sich unter den Gästen, Helfern und Mitarbeitern aus.

### Stadt in der Stadt

Sie fingen sich. Nach fünf Stunden stellt der menschliche Körper seine erstaunliche Fähigkeit der Regeneration zur Schau. Aus den Gesichtern wichen allmählich die Geschwister Finsternis und Rastlosigkeit. Und kaum waren sie zur Ruhe gekommen, hatten gegessen und getrunken, rief die Zentrale an und meinte, man müsse die Flüchtlinge weiter nach Deutschland und zu anderen Unterkünften schicken. Im Schnitt verweilten die Flüchtlinge zwei Tage am Stück in der Notunterkunft, die abgeschotet von der Außenwelt, eine Stadt in der Stadt bildete. Marode Schienenverbindungen, aus denen Unkraut spross, und imperial anmutende Terrassen aus Marmor in gebrochenem Schachmattern, in denen Hälse filigraner Säulen sich wie Efeu rankten, zeugten von der einstigen Pracht des Kurortes.

Das Bombenkommando war unterwegs. Gleich würden sich Panzerwagen, Sonderheiten und Schäferhunde in den riesenhaften Türen und Fenstern der Unterbringung spiegeln. Später würden die Busse kommen. Ali fürchtete die Busse und die Dynamik, die sie erzeugten. Die Flüchtlinge hatten schlechte Erfahrungen mit Transportmitteln gemacht, die sie mit falschen Versprechungen an Orte brachten, die der ursprünglichen Abmachung nicht entsprachen. Und dann standen sie vor einem Grenzzaun, und es hieß, der nächste Bus bringt euch zum angestammten Ziel. Und viele Busse kamen. Nur dieser eine letzte Bus erschien für Tage nicht mehr, und die Menschen steckten für unbestimmte Zeit fest. Also glaubten die Flüchtlinge keiner weiteren Vertröstung ihrer Lage. Der Überlebensinstinkt setzte schlagartig ein, und die Angst, übrig zu bleiben, gewann Überhand! Es folgten unschöne Szenen. Helfer und Übersetzer, sofern vorhanden, bildeten links und rechts von den Fahrzeugen Ketten der Absperrung, um die Flüchtlinge, sicher in die Busse zu lotsen. Die Reihung,



ILLUSTRATION: KARL BERGER

wer als Erster und wer als Letzter das Vehikel betreten sollte, richtete sich nach der Bedürftigkeit der Personen. Also bot man gemäß der Tugendhaftigkeit eines Ritters zuerst den Alten, den Waisen, den Frauen und den Kindern Einlass. Doch das Tier Mensch, in seinem unbändigen Willen zu überleben, machte die guten Absichten zunichte. Zu groß war die Sorge, den einzigen Bus zu verpassen, und wie unlängst vor Stacheldraht und Maschen aus Rasierklingen zu enden. Eine Lawine der Panik setzte sich in Bewegung. Die Beschwichtigungsversuche der Helfer misslangen. «Don't worry, there will come a next bus», schrie eine Helferin bevor sie sich verdrückte. Kinderwagen, Frauen, Kinder und Alte wurden niedergetrampelt. Bis Polizei und Rettung kamen, war es manchmal schon zu spät. Die Schreie der Verzweifelten nahmen Ali die Luft zum Atmen, ähnlich einer Welle, die jemanden in der Mitte des Luftholens verschluckt.

### Kühlen Kopf bewahren

Wie kam es dazu, dass Ali in dieser Festung aus rotem Backstein gelandet war? Das Vorstellungsgespräch in der Zentrale, wo ihn zwei unsichere Mitarbeiter zu seinem Lebenslauf befragt hatten, lag noch nicht lange zurück. Seitdem unternahm Ali im Auftrag jener berüchtigten Hilfsorganisation alles Erdenkliche, um eine Struktur in den

Wahnsinn und in die Verzweiflung der Hilfesuchenden zu bringen. Er, der Heimleiter und Flüchtlingskoordinator, ausgestattet mit den Erfahrungen eines Vorgesetzten aus Flughafenzeiten, war es gewohnt, zu führen und zu lenken. Die Ausbildung einer sozialen Kompetenz brauchte Ali nicht vorweisen. Gegenteilig schien sie in dieser besonderen Lage von Nachteil zu sein, und der Staatsapparat war mit den Herden Zuflucht Suchender überfordert. Alis größte Gabe war dort, einen kühlen Kopf zu bewahren, wo ihn andere verloren. Er war der klassische Macher. Seine operativen Instinkte kürten ihn zum Mann für die Schlacht. Der Feldherr in Ali hatte Raumlegenden, strategische Punkte, Maßnahmen, Richtlinien, Vorgehensweisen und eine klare Aufgabenverteilung für Mitarbeiter und Helfer erstellt. Es war die Aufbruchsstimmung einer düsteren Gegenwart, die ihn reizte, ja, in der Männer seines Schlages aufblühten und sich durch Meisterschaft zu Augenblicken sah er sich mit dem Diensthandy bewaffnet die grauen Etagen der Notunterkunft auf und ab rennen. Die Stockwerke und Zimmer des Hauses waren wie ein Uhrwerk aufgebaut. Ali verschwand im linken Trakt und tauchte wieder im rechten auf drei Uhr auf. Die vielen hohen Stufen brachten sein Herz zum Flattern. «Wie viele sind noch da?» Die Zentrale rief unablässig auf dem Einsatzhandy an, um den

aktuellen Belegungsstand zu erfragen. «Das muss schneller gehen!» In Alis Hinterkopf pochte und tickte eine Bombe zu einem stechenden Pulsieren. Er fühlte sich wie eine Laborratte. Gefangen im Hamsterrad existierte unmittelbar niemand, mit

## Er fühlte sich wie eine Laborratte



dem Leid und Sorgen geteilt werden konnten. Die heutigen Helfer bestanden hauptsächlich aus Greisen, lieben und gemütlichen Pensionisten, und einem offenkundig bekifften Sanitäter, der seit über einer Stunde mit dem einzigen Schlüssel, der alles auf und zusperre, verschwunden war. Ali wurde zum Treppenläufer, und er dachte sich: Du steigst die Stufen und weißt nicht, was du tust, weil es niemand weiß!

Vielleicht brauchte es jemanden wie Ali? Einer, der in den Augen vieler Österreicher nie Österreicher war und werden würde, die Seinen kennt, den Sklaven treibt und den Menschen in seinem Innersten verschleppt! Sein Vater hatte Geburtstag, angeblich tickte im Pavillon eine Bombe und das Atmen fiel ihm schwer. ◀

Aus der KulturPassage

## Der Grüne Kakadu oder Die Ablenkung von der Wahrheit

Dieser Einakter von Arthur Schnitzler wird derzeit im Schauspielhaus gezeigt. In einer äußerst lebhaften und schrillen Inszenierung wird das Paris im Jahr 1789 gezeigt, kurz vor, beziehungsweise am Beginn der Französischen Revolution. Obwohl die Aufführung zirka eineinhalb Stunden ohne Pause dauert und ich hin und wieder zugegebenermaßen Probleme hatte, zwischen «Traum und Wirklichkeit» zu unterscheiden, war es ein vergnüglicher und kurzweiliger Abend.

Brillant wird das Treiben in der heruntergekommenen Spielunke «Der grüne Kakadu» gezeigt, die von dem ehemaligen Theaterdirektor Prosperé geführt wird und wo die Mitglieder seines ehemaligen Ensembles die besten Gäste sind. Aufgrund der angespannten Situation in Frankreich

besuchen aber auch viele gut situierte Personen dieses Lokal, die Adligen wollen sich ein Erlebnis der besonderen Art gönnen, in dem sie mit Verbrechern verkehren. Gekonnt spielen die arbeitslosen Mimen ihre Rolle als Gauner und Gewalttäter und prahlen mit ihren Erlebnissen. Gerade als das ehemalige Ensemble in Hochform agiert, bricht die Revolution aus und das reale Geschehen, der Aufruhr auf den Straßen und in den Köpfen der Menschen vermischt sich im Grünen Kakadu mit dem Schauspiel der Angestellten. Sowohl für die Schauspieler, als auch für die reichen Adligen wird es immer schwieriger, Wahrheit und Spiel zu unterscheiden. Wie bereits erwähnt, ist es auch für uns Theaterbesucher nicht immer einfach. Ein wenig Hilfe bietet der Moderator Amor (außergewöhnlich gut dargestellt von Nicolas Fehr), der in gefährlich hohen Plateauschuhen über die Bühne wirbelnd oder in einer schwarzen Schaukel das Geschehen auf den Straßen schildert. Auf der Bühne verlieren aber alle Beteiligten langsam immer mehr den Überblick zwischen Spiel und Wahrheit, was durch immer skurrilere Erzählungen und Aktivitäten der Ex-Schauspieler kaschiert wird. Irgendwann aber gleiten die Geschehnisse allen aus der Hand, und auch in der geschützten Atmosphäre des Grünen Kakadu bleibt nichts mehr, wie es war.

Sehr überzeugend behandelt Arthur Schnitzler, beziehungsweise der Texter



Schnitzlers «Der Grüne Kakadu» aktualisiert im Schauspielhaus

Foto: Lujin Shuwa

dieser neuen Version, Bernhard Studlar, die Dekadenz der Oberschicht. Es wird aufgezeigt, dass die Realität verleugnet oder zumindest mit Pomp und ausschweifendem Luxus überspielt wird. Durch Ablenkung von der Wirklichkeit wird diese totgeschwiegen, und man verwendet keinen Gedanken daran, wie es parallel dazu den Armen der Gesellschaft geht.

Schnitzler hat diesen Einakter bereits 1899 geschrieben, ist es nicht sehr beängstigend, wie aktuell sein Thema heute noch ist? Wird nicht auch heute viel von den eigentlichen Problemen abgelenkt, wird nicht auch heute noch von der Obrigkeit vermutet, wir Armen wären blind und hätten keine Ahnung, dass die Umverteilung auch in Zukunft nicht von oben nach unten passieren wird? In der Wirklichkeit können es sich die Menschen mit geringem Einkommen nicht leisten, sich Ablenkung von den Problemen zu kaufen.

Unter der Regie von Lucia Bihler ist jetzt im Schauspielhaus dieses grandiose Stück zu sehen, in dem die Zeit der Französischen Revolution sehr gekonnt in unsere heutige Zeit, in unsere heutige Problematik transferiert wird. In unvergleichlicher Bildgewalt wird ein Schauspielerlebnis der Sonderklasse geboten, welches aber eben auch sehr vieles zum Nachdenken mit nach Hause gibt.

Rudi Lehner

**i** «Der Grüne Kakadu» nach Arthur Schnitzler in einer neuen Version von Bernhard Studlar bis 12. Februar Schauspielhaus Wien Porzellangasse 19 1090 Wien [www.schauspielhaus.at](http://www.schauspielhaus.at)

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen. [www.hungeraufkunstundkultur.at](http://www.hungeraufkunstundkultur.at)

### TONIS BILDERLEBEN



Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (50)

## «Pokerspiel»

Herr Hüseyin ist überrascht, dass es in Wien im Vergleich zu früheren Jahren sehr wenig Schnee gibt. Die arbeitenden Menschen in diesem Land freuen sich, nach Weihnachten Skifahren zu können. Nach dem Punttschinken ist es die zweitwichtigste Sportart in Österreich, in der Kälte Ski zu fahren. Es ist die Zeit der Hundertstel- und Tausendstel-Vorsprünge. Diese «tstels» entscheiden so vieles im Leben eines jeden Österreicher. Für den Skifahrer und die Skifahrerin fette Werbeverträge, viel Geld und Anerkennung in den Medien. Und für die normal sterblichen Österreicher\_innen wiederum das Polieren des nationalen Stolzes. Alle haben etwas davon. Natürlich ist es für den Hüseyin immer wieder eine Qual, wenn er sich diese Gewinner\_innen der Skifahrten im Fernseher oder im Radio anhören muss. Über deren mangelnde Sprachkenntnisse sagt keiner etwas. Die würden bei der Vergabe der österreichischen Staatsbürgerschaft bei der Deutschprüfung und richtiger Konversation glatt durchfallen.

Aber für den Hüseyin ist das nicht so ein Riesensproblem. Er hat zurzeit viele andere Probleme. Das Land, aus dem er ursprünglich kommt, in dem gibt es

bürgerkriegsähnliche Situationen. Der Krieg wird eher vom Erdoğan und seinem Vizekanzler einseitig gegen die zivile Bevölkerung ausgeführt. Seit Monaten wird in vielen kurdischen Städten im Osten der Türkei ein regelrechter Krieg mit zehntausend Soldaten, Polizisten und Spezial-Einheiten gegen die Kurd\_innen geführt. Menschen dürfen ihre Häuser nicht verlassen. Jeder oder jede, die/der ihre Häuser verlassen will, wird von Scharfschützen einfach niedergeknallt. In den türkischen Medien wird sehr wenig darüber berichtet. Alles wird unter den Deckmantel Terrorismus gesteckt und versteckt. Kritische Journalist\_innen werden gleich verhaftet. Dort ist ein richtiger Kriegsschauplatz. Sogar kurdische Parlamentarier sind bei der Untersuchung der Lage vor Ort ihres Lebens nicht sicher. Dort haben die Sicherheitskräfte das Kommando. Als wären sie nicht türkische Parlamentarier, sondern kämen aus einem feindlichen Land.

Inzwischen ist es so, dass die Türkei mit keinem der Nachbarländer eine funktionierende außenpolitische Beziehung hat. Die Beziehungen der Türkei zu der EU sind zurzeit intakt, weil man der Türkei Geld – ungefähr drei Milliarden Euro – zur Verfügung stellt, damit sie die Flüchtlinge

auf dem Wege nach Europa hindern können. Ein Pokerspiel ist das. Es wird Europa nicht schützen, wenn dieses Mal die vielen Millionen Kurd\_innen das Land Türkei Richtung Europa als Flüchtlinge verlassen müssen. Mit diesen Geldern finanziert man auch den Krieg des Erdoğan gegen die Kurd\_innen. Weil die Türkei genau so beteiligt an diesen Misere ist. So lange man für das Selbstbestimmungsrecht der Kurd\_innen unter den Europäer\_innen keine Verbündeten findet, ist die Gefahr eines noch nie da gewesenen Flüchtlingsstroms nicht zu unterbinden. Am meisten leidtragend sind Kinder und alte Menschen. Kinder, die seit Monaten keine Schulen besuchen dürfen. Die mit Panzern vor der Nase aufstehen und schlafen gehen. Diese psychische Belastung kann man sich gar nicht vorstellen.

Hüseyin würde lieber über die schönen Dinge des Lebens in Wien und in Österreich schreiben, über die Oper, das Theater, die vielen tollen Museen, die Architektur, die Filmlandschaft des Landes, die international immer mehr eine wichtige Position einnimmt, aber die momentane Situation erlaubt es ihm nicht. «Trotz alledem werde ich nicht Terrorist werden», meint Herr Hüseyin.

Mehmet Emir

## Zähneputzen

Ich wache auf von einem furchtbaren Traum: Ich habe alle meine Zähne verloren, mein Mund ist verunstaltet, meine Zähne, mein Kiefer, aber es tut nicht weh. Mir gegenüber sitzt eine Dame, die hat doppelt so viele Zähne wie ich, also oben zwei Reihen rote und weiße Zähne, auch unten rote und weiße Zähne – riesige Zähne. Die Zähne wackeln, wenn sie redet, und sie redet dauernd. Ständig spricht sie, und die seltsamen Zähne, die aussehen wie eine Plastknachbildung in einem Comifilm, wackeln. Es ist fast lustig und skurril, es ist aber auch ein Albtraum, ein Horrortrip. Und die Bilder sind so klar. Ich wache auf, es dauert eine Stunde, bis ich den Schockzustand überwunden habe, psychisch, ich bin schweißgebadet. Geprägt von dem Albtraum gehe ich in die Küche, um mir die Zähne zu putzen. Dabei bemerke ich, dass ein Zahn ein kleines Loch hat. Karies wahrscheinlich. Ich will nicht zum Zahnarzt. Zahnarzttermine sind die bittere Wahrheit. Dann wache ich wirklich auf. Wieder will ich mir die Zähne putzen, doch es geht nicht – es sind keine da in meinem Mund! Der Albtraum beginnt erneut.

Andi Kleinhansl



GRAPHIC ANDI KLEINHANSL



# Es muss ja nicht Venedig sein, es scheint die Sonne auch in Stein

von Sonja Henisch

Vor dreieinhalb Jahren war ich zum ersten Mal in der Strafanstalt Stein. Der Grund war ein Besuch beim damaligen Anstaltsleiter Christian Timm. Ich durfte eine Ausstellung kuratieren und wollte den Häftling Johann Peter Preiss, dessen künstlerisch hochqualifizierten Arbeiten ich kannte, mit ins Boot holen.

Häftlinge in  
Justizanstalten  
sind ein Teil  
der Gesellschaft



Das Projekt kam zustande, und im Frühjahr des Vorjahres besuchten wir die Justizanstalt, um eine von Mag. Peter Preiss mit Insassen erstellte Ausstellung zu sehen und zu dokumentieren. Dieser Besuch musste gut vorbereitet sein, denn es ist nicht möglich, eine Kamera oder ein Handy in die Haftanstalt mitzunehmen. Daher kontaktierte ich den neuen Chef der Justizanstalt, Brigadier Bruno Sladek. Ich wollte nicht irgendetwas fotografieren, keine «Häfenbrüder», keine «Justizler», keine Besucher, keine Zellen. Beim letzten Besuch bewunderte ich das neue Objekt, «Fleckerlteppich» genannt, hergestellt von der Ergo 1 JA Stein, die Johann Peter Preiss als Insasse betreut und der dafür verantwortlich ist. Er hat dazu alte Webstühle renoviert und verwendbar gemacht und stellt nun mit vor allem wegen Drogenhandels Inhaftierten Gewebes her.

Samstagmorgen, 4. April, Ostersonntag 2015. Frühes Aufstehen, damit wir, Günther Pfeiffer und ich, rechtzeitig um neun Uhr zur Besuchszeit in Krems sind. Dieses Mal sind wir sogar ein bisschen früher dran. Westautobahn, Böheimkirchen, vor dem Knoten Sankt Pölten die Richtung Krems, vorbei an einer Getränkefabrik und an riesigen Bergen von Holz, bei Traismauer dürfen wir nicht die Abzweigung nehmen, das wissen wir bereits, nachdem wir uns bei unseren Besuchen anfangs verfahren haben. Danach können wir schon die Donau bei Krems überqueren und müssen uns in die richtige Spur nach Stein einordnen. Hinter dem Einkaufszentrum lugt schon der Kirchturm der Haftanstalt herüber, der erste Kreisverkehr leitet weiter in einen zweiten mit einer wurmartigen Plastik im künstlerischen Ekelrosa. In der Kunsthalle Krems wird für den Besuch der Objekt- und Videokünstlerin Pipilotta Rist geworben, und im Karikaturenmuseum gibt es keine Schau zu Charlie Hebdo. Das Literaturzentrum verhält sich ruhig, und in der Parkgarage wartet unser Parkplatz gleich links.

Ich lasse meine Jacke im Wagen und beiele mich, das Besucherformular zu finden und auszufüllen. Wider Erwarten sind nur wenige Besucher hier. Unsere Ausweise und die Bewilligung von Brigadier Sladek für das Fotografieren lege ich in die Schublade unter der Glaswand, welche Beamte und Besucher trennt. Die junge Justizbeamtin ist freundlich und informiert. Nach der Schleusentüre werde ich von der nächsten jungen Dame gescannt. Obwohl ich meine Metallgegenstände, ein paar Euro für Limo oder

Kaffee, in die zweite Schiebelade gelegt habe, ertönt ein verräterisches Piepsen. Ich befördere einen Lippenstift aus meiner Hosentasche, lasse ihn öffnen. Da habe ich wieder etwas dazugelernt, ich wusste nicht, dass ein Lippenstift in einer Kunststoffhülle in seinem Inneren Metall hat.

## Der Besucherraum als Kunstgalerie

Jetzt sind wir im Besucherraum, in dem sich in den letzten Wochen eindeutig viel bewegt hat. Er hat sich zu einer Kunstgalerie gewandelt! Bilderleisten an den Wänden ermöglichen das Hängen der Bilder: Holzschnitte der Burschen der Ergo 1, und zwar erstaunlich gute! Von einem raffiniert geschnittenen Mädchenporträt – wunderschön – blicke ich zu einem indisch anmutenden Elefanten, einem Rhinoceros, barocken Gebäuden, Stadtansichten, Dorflandschaften. Selbst habe ich meine Diplomarbeit mit einer Holzschnittserie gefertigt und weiß daher um den Denkprozess bei diesen Arbeiten. Es ist nicht so einfach, die richtigen Teile stehen zu lassen, um das Gewünschte zu erzielen. Da muss gehörig mitgedacht werden.

Einige der Arbeiten tragen einen roten Punkt, das Zeichen, dass sie verkauft sind. Leider vergesse ich nach dem Preis zu fragen und ob der Betrag an die Insassen geht. An den doppelten Sitzreihen in der Wartezone schlendere ich vorbei. Rechts, vor dem großen Glasfenster zum Hof, gibt es eine unbenutzte Bar. Gott weiß, wer sich beim Bau dieses Objektes etwas gedacht hat. Vielleicht liegt es aber am Personalmangel. Dafür gibt es gegenüber den Kaffeeautomaten, der für einen Euro mit einem köstlichen Cappuccino verwöhnt. Genau an der Wand zwischen dem Kaffeeautomaten und der aus hellem Holz gebauten Theke ist zum Unterschied von den anderen Wänden eine in sonnenhellem Gelb gestaltete Wand. Dort dominiert der «Fleckerlteppich» als Projektarbeit des Betriebes Ergo 1.

Im Holzrahmen, der die Landesfarben Österreichs widerspiegelt, befindet sich im linken Eck ein handgewebter Fleckerlteppich, der symbolisierend den Fluss des Lebens andeutet. Er kann aber auch als Symbol für den Stadtteil Krems-Stein, der an der Donau liegt, gesehen werden. Ein Großteil des gewebten Teils ist blau, oben strahlt Orange als Hoffnungsträger. Der Mittelteil verkörpert, durch Staheldraht angedeutet, die größte österreichische

Justizvollzugsanstalt, während sich im rechten Teil des Rahmens geflochtene Schnüre als weitere Symbole des Lebens wiederfinden. Vereinzelt finden sich Knöpfe oder Verdünnungen derselben, die Schicksalsschläge und andere Einschnitte im Fluss des Lebens darstellen.

Das Objekt birgt die Aussage, dass Häftlinge in Justizanstalten ein Teil der Gesellschaft sind und nicht ausgegrenzt werden sollten.

Dieser Meinung war vor vielen Jahren auch der damalige österreichische Justizminister Christian Broda, der uns heute diesbezüglich nicht weiterhelfen kann. Immerhin schaffte es der ehemalige Widerstandskämpfer, die Abschaffung der Todesstrafe 1968 im Nationalrat durchzusetzen. Erstaunlich für uns, dass das erst 1968 geschah! Seinen Utopien der gefängnislosen Gesellschaft stehen Vorwürfe einer Politisierung der Justiz über Weisungen an die Staatsanwaltschaft gegenüber. Besonders Simon Wiesenthal kritisierte das möglichst geräuschlose Einstellen von Strafverfahren wegen NS-Verbrechen. Anfang der Achtzigerjahre schützte Justizminister Broda massiv den NS-Arzt und Parteifreund Heinrich Gross, einen Massenkindermörder in einer Euthanasieklinik, sodass kein Verfahren eröffnet wurde. Der Film «Meine liebe Republik» (2007) von Elisabeth Scharang beschäftigt sich mit diesem Thema. Auch darüber schreibt Preiss in seinem Buch.

## Sozialer Kontakt

Johann Peter Preiss wartet auf uns im Raum für Tischbesuche. Heute ist ein äußerst freundlicher Justizbeamter zur Aufsicht anwesend, der meinen Gruß beantwortet und um die verlängerte Besuchszeit weiß. Peter Preiss strahlt, weil ihn sein Sohn in der Karwoche besuchen kam und die beiden viel, was beide belastete, bereden konnten. Der soziale Kontakt ist das Wichtigste, was die Menschen hier aufrecht hält.

Das, was Magister Preiss hier geschaffen hat, indem er die alten Webstühle wieder in Schuss brachte und als Insasse etwas aufbaute, was eigentlich einem Ergo-Therapeuten zustünde, ist beachtlich. Sinnvolle Tätigkeiten mit Erfolg gepaart fördern die Selbstachtung und geben im Alltag eine Perspektive, für Johann Peter Preiss und all jene, die hier mitarbeiten.

Text & Foto:  
Sonja Henisch



Der «Fleckerlteppich» im Besucherraum der JA Stein symbolisiert den Fluss des Lebens, aber auch die Donau, an deren Ufer Stein liegt

**Johann Peter Preiss**, geboren am 8. 5. 1952 in Linz als Sohn einer Sintoza und eines jüdischen Vaters, studierte an der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz und schloss mit dem Magisterdiplom ab. Nach mehrjährigen Aufenthalten in Norwegen und Israel lebte er ab 1991 in Maissau, Niederösterreich. Preiss lebte mit seinem Sohn als allein-erziehender Vater in einem schönen, alten Haus, das er renoviert hatte. Er unterrichtete im Gymnasium, hielt den Haushalt in Schuss, kümmerte sich liebevoll um den Buben und ging seiner Leidenschaft, dem Malen, nach. Auf

einem Partnerportal lernte er eine Frau kennen. Die beiden heirateten, doch die Ehe ging nicht gut. Nachdem Preiss die Scheidung eingereicht hatte, nahm eine Tragödie ihren Lauf, die mit dem Tod einer Justizbeamtin endete, die mit der Sache nichts zu tun hatte. J. P. Preiss wollte ein Gespräch mit der RichterIn, das sie ihm immer verweigerte; allerdings war er mit über drei Promille im Blut und einer Pistole im Handgepäck gekommen.

Johann Peter Preiss hat darüber ein Buch geschrieben: «Gedanken ab 60 oder Ich habe getötet»

S. H.

## Die Zieselbrücke und das «Krüppellied»

**H**err Groll und der Dozent standen hinter dem Heeresspital an der Brünner Straße am Marchfeldkanal. Sie bewunderten eine schmale Brücke, elegant wölbte sie sich über den künstlichen Fluss. Mit einer weit ausholenden Geste, die einem Südstaaten-Plantagenbesitzer des achtzehnten Jahrhunderts alle Ehre gemacht hätte, sprach Herr Groll: «Verehrter Freund! Sie stehen hier vor einem Meisterwerk der Brückenkunst, der Brücke über den Douro bei Porto oder jener über den schottischen Firth of Forth nicht unähnlich und der neuen Brücke von Santiago Calatrava in Venedig zum Verwechseln ähnlich, so ähnlich, dass in Expertenkreisen davon gemunkelt wird, man habe die Pläne einfach abgekupfert. Darf ich Ihnen den Stolz Floridsdorfs vorstellen! Die Zieselbrücke, auf Englisch: European Ground Squirrel Bridge. Ein Bauwerk, das wie keines sonst die Verbindung von Ökologie und Immobilienentwicklung verkörpert. Das in Mitteleuropa selten gewordene Ziesel, ein possierliches Nagetier, das in Erdhöhlen haust und einen ausgeprägten sozialen Sinn hat, pflegt seit ewigen Zeiten hinter dem Munitionsdepot der Kaserne zu siedeln. Da dieses Terrain aber mit mehreren Wohnhäusern bebaut werden soll, stellte sich die Frage, wohin mit den angestammten Bewohnern?»

«Vergiften? Abschießen?» Der Dozent verzog den Mund zu einem Lächeln. «Sie verzeihen den schlechten Scherz.»

«Ich hab' ihn schon vergessen», sagte Herr Groll gönnerhaft und setzte fort. «Nach langem Hin und Her, dutzenden Pressekonferenzen und hunderten Lokalausweisen fand man eine zukunftsweisende bautechnische Lösung. Die Ziesel, deren Status als Wirtschafts- und Ökologieflüchtlinge außer Zweifel stand, bekamen für ihre Auswanderung in ein Wäldchen am anderen Ufer des Marchfeldkanals ein eigenes Übersetzbauwerk – so der Fachausdruck.»

«Da wird die Freude unter den kleinen Nagern aber groß gewesen sein», sagte der Dozent und hielt Umschau. «Dort vorn hat einer aus dem Bau herausgeschaut, und dort auch.» Und schon sah er Dutzende Ziesel, die, wie es schien, ihm die Aufwartung machten. «Es hat nicht den Anschein, als hätten die Ziesel die Brücke angenommen», bemerkte Grolls Freund.

«So ist es. Sie bleiben. Und sie bekommen Zuzug von Mäusen und Maulwürfen.» Groll fuhr ein paar Meter weiter, der Dozent folgte ihm leichten Fußes. «Die einen machen Streitereien unter den verschiedenen Fraktionen der Ziesel für die fortgesetzte Sesshaftigkeit verantwortlich, die anderen führen berechtigete Ängste der Tiere vor dem scharfen Wind auf der Brücke ins Treffen. Er könnte das eine oder andere Ziesel in den Kanal werfen, worauf die



Auch an der Drina wird gebaut

273.  
FOLGE



HERR GROLL  
AUF REISEN

armen Nager zur Beute der fleischfressenden Biber würden.»

«Ich dachte, Biber seien Pflanzenfresser!»

Der Dozent hockte sich auf die Fersen und beobachtete einen Foxterrier, der einen Schwan jagte.

«Üblicherweise schon», sagte Groll. «Aber die Floridsdorfer Biber haben sich angesichts der politisch angespannten Situation radikalisiert und sind zu fleischlicher Kost übergegangen. Wenn der Foxl nicht aufpasst, wird es um ihn geschehen sein. Neulich wurde ein Neufundländer von zwei Jungbibern auf das Entsetzlichste zerfleischt. Die Hundebesitzerin erlitt einen Nervenschock. Sie ist noch nicht ansprechbar.»

«Irgendetwas Böses geht in der Stadt um.

Die Kreaturen verlieren ihren Halt. Sie haben sicher davon gehört, dass ein Mitarbeiter des Sozialministers und nunmehrigen Präsidentschaftskandidaten Hundstorfer dem freiheitlichen Behindertensprecher im Parlament, Hofer, über die sogenannten Sozialen Medien den Text des «Krüppelliedes» zuschickte. Der Mann heißt Pöchhacker. Er gilt als Spezialist für Meinungsumfragen.»

«Der Autor des «Krüppelliedes», Peter Hammerschlag, wurde in Auschwitz umgebracht», erwiderte der Dozent. «Helmut Qualtinger hat das Lied gesungen. Ich fand es widerlich.»

«Ist es auch», bekräftigte Groll. «Weil es sprachlich schlecht ist, geht die Ironie nach hinten los. Im Text heißt es: «Ich sprach zu einem Mägdelein: Du hast nur einen Haxen! Mach Dir nichts draus, sei trotzdem mein! Er wird Dir eh nicht wachsen. Da bracht' sich mir das Mägdlein dar, im weißen Bettgehege. Der abgeschnitt'ne Haxen war durchaus mir nicht im Wege.»»

«Wie lustig.»

«Ich sagte es ja. Sprachlich stümperhaft.

Norbert Hofer ist durch einen Sportunfall behindert. Dass er bei der FPÖ ist, steht auf einem anderen Blatt, wobei angemerkt werden muss, dass Hofer sich in Behindertenfragen anständig benimmt. Was muss er sich denken, wenn ihm ein politischer Gegner das «Krüppellied» zuschickt?»

Der Dozent zuckte mit den Achseln. Der Schwan hatte mittlerweile die Geduld mit dem Foxl verloren. Mit ausgestellten Flügeln und einem bedrohlichen Krächzen jagte er den Hund im flachen Wasser vor sich her.

Erwin Riess

## Toleranzintoleranz

16. 1.

Wie bereits vor Kurzem hier erwähnt, ist das «kluge» Zuhause im Vormarsch. Die diversen Haushaltsgeräte kommunizieren miteinander und brauchen die jeweiligen Benutzer\_innen gar nicht mehr wirklich. In nicht mehr so ferner Zukunft wird auch die Zahnhygiene automatisiert funktionieren. Eine gute Nachricht für Inhaber\_innen von dritten Zähnen. Da ruft dann wahrscheinlich die elektrische Zahnbürste die Dritten auf ihrem implantierten Chip an und teilt ihnen mit, dass es wieder einmal Zeit sei für eine Quartalspflege. Die Zähne rufen dann mich an und ich bin leider nicht erreichbar, da mein Akku leer ist und mich noch nicht angerufen hat. Es wird komplizierter fürchte ich.

18. 1.

Manchmal eile ich meinen Gedanken hinterher. Gehirnjogging der etwas anderen Art. Mein Daumen versucht ein interessantes TV-Programm zu finden. Er kann meinen Denkkapazität derzeit aber nicht erreichen, da jener wiederum ja gerade irgendetwas hinterhereilt. «Man nehme einen sauberen Topf», oder so ähnlich tönt es mir plötzlich entgegen. Und sofort und auf der Stelle und in Farbe ist der oben erwähnte Gedanke eingeholt. Er dreht sich interessanterweise um den Kochbereich. Wenn an der allseits beliebten Teflonbeschichtung angeblich nichts haften bleibt, wie hält dann die Beschichtung an der Pfanne?

19. 1.

Agent 00-Mucki scheint in streng geheimer Mission unterwegs zu sein. Ein Sack hat seine Aufmerksamkeit erregt. Also nicht ich, sondern ein Einkaufssack, der immer wieder auch Delikatessen für ihn enthält. Ich lasse ihn stöbern, er steckt bis zur Hüfte in der Sache drin. Der Sack wiederum folgt der von Newton entdeckten Schwerkraft, neigt sich langsam zur Seite und begräbt den Agenten seiner Majestät unter sich. Mit einem Schöpflöffel bewaffnet schreite ich zur Rettungstat und wir beide erwecken anschließend den Eindruck der völligen Unschuld. Die Nahrung wird von mir geborgen und in katzensichere Verstecke verfrachtet. Zu guter Letzt findet noch die Fütterung der Raubtiere statt. Für Mucki feine Pastete von Irgendwas an Irgendwas, für mich Irgendwas.

20. 1.

Toleranzintoleranz. Das Wort habe ich heute gelernt, und zwar im Zusammenhang mit dem ganzen Flüchtlingswahnsinn. Die armen Menschen leiden unter einer Handvoll Arschlöcher, die mit ihren 100 Milliarden Dollar Vermögen noch immer nicht zufrieden sind. Denn höret und staunet! Laut einer Studie der britischen NGO Oxfam besitzen die 62 reichsten Menschen der Welt so viel Vermögen wie die 3,5 Mrd. ärmsten Menschen. Damit es noch interessanter wird, haben diese 62 in den letzten Jahren seit der Finanzkrise 2008 eine halbe Billion

dazuverdient, während die Ärmsten um die unvorstellbare Summe von einer Billion Dollar ärmer wurden. Nachdem ich keine Laktoseintoleranz vortäuschen möchte, wähle ich heute einmal die Toleranzintoleranz gegenüber diesen Superreichen.

22. 1.

Und jetzt zum Sport! Nein, keine Panik! Mir sind da nur ein paar lustige Meldungen aus der Welt des Sports begegnet. Steuerskandal im italienischen Fußball! Na so eine Überraschung aber auch. Von insgesamt 42 Vereinen in Serie A und Serie B sind 35 darin verwickelt. Und wen überrascht das? Nach österreichischem Lizenzierungsverfahren gäbe es in Italien keinen Profifußball mehr. Aber jetzt zu etwas ganz anderem. Ich bin erschüttert! In der Leichtathletik wird gedopt! Damit konnte man natürlich nicht rechnen. Das russische Team ist für Olympia in Rio gesperrt. Jetzt fehlt nur noch die Meldung, dass ein gedopter Radfahrer erwischt wurde.

24. 1.

Das Internet kann durchaus intelligent sein. An den Benutzer\_innen muss noch hart gearbeitet werden. Der heutige Benutzer, oder der derzeitige Benutzer, also ich, hat eine interessante Meldung entdeckt, die da lautet wie folgt: «Wir werden keine Mühen scheuen, um unsere Mitmenschen aus der extremen Armut zu befreien.» Vereinte Nationen anno 2000. Ist diese Aussage nur ein Lippenbekenntnis, geäußert als Placebo für die unzähligen NGOs, die sich mit Armutsbekämpfung befassen? Zum Thema Verteilungsgerechtigkeit siehe 20. 1.

27. 1.

Ich habe in letzter Zeit so einiges über UFOs und Außerirdische gelesen. Dumm ist nur, dass ich in diesem Zusammenhang sofort an Politik denken muss. Und da heute eine Nationalratssitzung stattfindet, verfolge ich für eine nicht lebensbedrohliche Zeitspanne das Parlament im TV. Ich war auch schon persönlich bei so Sitzungen, aber daheim ist es weniger gefährlich, denn man kann diesen ganzen Schwachsinn nur schwer völlig lautlos ertragen. Mein Mund ist in solchen Situationen immer wieder zu eigenmächtigen Aussagen in der Lage. Es trennt sich der Mund vom Körper und ich höre ihn dann Worte sagen, die ich sehr oft vorher noch gar nicht kannte. Aber da das Wort «Lügner» im Parlament schon einen Ordnungsruf verursacht, beschimpfe ich lieber mein TV-Gerät, was wiederum Mucki seltsam findet und daraufhin mich bemiaut, bis dann endlich neben dem hohen Haus das UFO landet, das die gesamte Regierung zu ihrem Heimatplaneten bringt. Ein Ministermikado gab es auch. Und wer sich nicht klug bewegte, war plötzlich nicht mehr Verteidigungsminister. Aber alles wie gehabt. Mit Fachkenntnissen wird niemand Fachminister, vom Gesundheitsressort einmal abgesehen. Beam me up, Scotty!

Gottfried



TAGEBUCH  
EINES  
AUGUSTIN-  
VERKÄUFERS

Wie hält die Beschichtung an der Pfanne?



# COMBRAY

WENN WIR IN DER LETZTEN WOCHEN VOR OSTERN ANKAMEN, STADT IN IHRER GESAMTHEIT IN SICH VERKÖRPERTE, KON

# AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT

WAR COMBRAY NUR EINE KIRCHE, DIE DIE IHR UND FÜR SIE DER FERNE KUNDE GAB UND, WIE MAN BEIM

NÄHERKOMMEN BEMERKTE, MIT IHREM HOHEN, DÜSTEREN KRAGENMANTEL WIE EINE GUTE HIRTIN IHRE SCHAFEN DIE GRÄUNLICHEN RÜCKEN DER ZUSAMMENGEDRUCKTEN HÄUSER GEGEN DEN WIND ZU BESCHIRMEN VERSUCHTE



PROUST

MARCEL